



≡≡≡ SLAVISCHE ≡≡≡
ROMAN-BIBLIOTHEK

UKRAINISCHE
ERZÄHLER

SLAVISCHE ROMANBIBLIOTHEK

XII.

· WILHELM HOROSCHOWSKI: ·
UKRAINISCHE ERZÄHLER



PRAG

· · · · · VERLAG VON J. OTTO · · · · ·

1909

UKRAINISCHE - ERZÄHLER -

AUSGEWÄHLT UND ÜBERSETZT

VON

WILHELM HOROSCHOWSKI



PRAG

VERLAG VON J. OTTO

1909

Alle Rechte vorbehalten.

„Unic“ Prag.

**ERHALTE, HERR, DIE KUH
GESUND.**

Eine Skizze von Tymofij Borduljak.

„Ho, ho, ho, mein Liebchen! Ich habe nicht wenig gearbeitet, bis ich mir die fünfzig Gulden verdient... fünfzig Gulden! Das heißt nicht fünfzigmal mit dem Finger nicken, nicht fünfzig Weißbrote verzehren, sondern den ganzen Winter hindurch sich mit dem Beil umherschleppen, in Wäldern und Schluchten, zwischen Holzklüften und Baumstämmen... wie ein Hund frieren und dazu noch auf des Juden Gnade angewiesen sein, daß er Einem anstatt des Geldes keinen Branntwein aufdränge! Und dennoch habe ich es errackert und dich gekauft, mein Liebchen, und führe dich nach Hause, den Kindern zur Freude!...“

So sprach der Häusler Matwij Bas zu seiner Kuh, während er sie an einem Seil vom Jahrmak nach Hause führte. Eine schöne Kuh, von aschgrauer Farbe, mit nach oben gekrümmten Hörnern und einem großen Euter... Man merkt's, sie hat gut überwintert.

Ringsum grüne Felder, in den Lüften trällerten die Lerchen und am Wege wuchs weiches, grünes Gras, das lockte nur so die Kuh. Die Sonne neigte sich bereits gegen Westen,

der Mann hatte es eilig nach Hause, doch die Kuh achtete nicht darauf. Die blieb je ein paar Schritte stehen und rupfte gierig das grüne Gras.

„Nu, nu! So geh doch! Wie starrsinnig du bist!“ fuhr Matwij fort, die Kuh nach sich zerrend. „Gib du nur recht viel Milch und meine Alte wird dich schon pflegen, und auch die Kinder werden dich auf den Feldrainen und an den Gräben weiden, so viel du nur Lust haben wirst... Auch die, welche ich im Vorjahr verkauft, haben sie gepflegt, aber dann ist die Not gekommen... Im Herbst mußte man eine Schuld begleichen, Steuern zahlen, Kleidung für den Winter beschaffen, und so mußte sie denn verkauft werden. Und das war eine gute Kuh und gab viel Milch!...“

Die Kuh schien die Rede des Führers zu verstehen, denn von Zeit zu Zeit wendete sie nach ihm den gehörnten Kopf und maß ihn mit den großen schwarzen Augen.

* * *

Im Hof einer kleinen Hütte, die am Rande des Dorfes stand, sah man fünf kleine Kinder in geflickten Hemden; die liefen immer wieder zur Pforte und schauten auf den Weg hinaus, ob nicht etwa der Vater käme. Die Sonne, gleichsam ein großer Ball, sank hinter den Waldrand herab und übergoss mit ihren roten Strahlen die Hütte mit den winzigen Fensterlein, den Hof und die blonden Köpfe der Kinder, die sich auf dem Rasen herumwälzten.

Es knarrte die Tür und auf der Schwelle stand die Häuslerin, die Matwij, ein noch nicht altes Weib, aber schon von runzligem und schwärzlichem Antlitz. Die letzten Sonnenstrahlen erwischten sie noch, küfsten sie aufs Antlitz, und einen Augenblick lang sah die Matwij wie eine kupferne Statue aus.

„Vater kommt noch nicht! Vater ist noch nicht da!“ riefen die Kinder der Mutter entgegen, „wir haben Hunger, gebt uns zu essen!“

„Ach, Ihr Heuschreckenvolk! Nichts als essen, zum Arbeiten seid Ihr nicht da!“ entgegnete die Mutter, ein mildes Lächeln auf dem Gesicht.

Sie wufste es, dafs man von solchen Kindern noch keine grofse Hilfe zu erwarten hat.

„Aber wir werden die Kuh weiden, wenn der Vater vom Jahrmarkt zurückkehrt,“ sprach mit Feuer der älteste Knabe, ein Siebenjähriger.

Die Mutter holte aus der Stube ein Stück schwarzes Brot und begann es der Reihe nach unter die Kinder zu verteilen, als auch schon Matwij unbemerkt hinter der Pforte mit der Kuh stand.

„Hei! nu, macht doch auf!“ hörte man's hinter der Pforte rufen.

Als die Kinder den Vater gewahr wurden, stürzten sie sich mit einemmal nach der Pforte, nur das kleinste war auf den Armen der Mutter zurückgeblieben.

„Der Vater, der Vater! Die Kuh!“ schrie bald das eine, bald das andere.

Die vier Kleinen klammerten sich an die Pforte, und im Nu stand sie sperrweit offen.

Sie haben aufgemacht -- und im Triumph trat die Kuh auf den Hof, die Kinder aber umringten sie und begannen sie mit Neugier zu betrachten.

Die Matwij bekreuzte den Rücken der Kuh und küßte sie auf den Kopf, zwischen den Hörnern.

„Ach, mein Täubchen! Ach, mein Kleinchchen! willst gewiß essen, willst gewiß trinken!“ hätschelte sie, die Kuh umschmeichelnd und deren Flanken besichtigend.

Matwij stand seitwärts und sah mit Stolz dieser Szene zu, seine Augen redeten förmlich: Sieh her, Alte, welch ein Wirt ich bin! welch ein Vater! Halt mich also in Ehren...

„Nu, bilde dir was ein auf die Kuh! Wirst besser daran tun, ihr Unkraut zu geben oder Gras. Eine gute Melkkuh — alle Leute sagten's. Und auch mir gib was zum Schlürfen, wenigstens Barschtsch, oder so was,“ sagte Matwij zur Frau und begab sich in die Stube.

Die Matwij hatte es nicht eilig, dem Mann zu folgen, weil sie wußte, daß er sich auch ohne sie helfen werde. Sie hatte schon vorher ein ganzes Bund Unkraut und Gras an den Ufern des Bächleins gesammelt, damit regalierte sie nun die Kuh.

Matwij wartete nicht auf die Frau. Er fand im Ofen Barschtsch, nahm sich ein Stück Brot dazu, und nun „schlürfte“ er wirklich diese flüssige Speise, so daß man es draussen hörte. Doch als ihm der Löffel, im Vergleich mit dem zurückgelegten Weg, zu klein schien, half er sich auf andere Weise: er nahm einfach den Rand des Topfes zwischen die Zähne

und trank gierig den Barschtsch, indem er nur innehielt, um zu verschmaufen und Brot zuzubeißen. Matwij hatte sich satt gegessen (insoweit man sich mit bloßem Barschtsch satt essen kann) und legte sich nun auf das in einem Winkel der Stube stehende Bett, indem er sich ein schmutziges Polster, das einzige in der ganzen Hütte, unter den Kopf schob.

Die Frau aber fütterte die Kuh.

„Heda, Alte! Und ißt die Kuh?“ schrie Matwij vom Bett aus.

„Mein Kleinchen ißt, aber auch tränken muß ich die Arme!“ war die Antwort der Frau.

Der zufriedene Matwij lag auf dem Bett und dachte an nichts. Es waren dies die glücklichsten Augenblicke seines Lebens, wenn er sich, sei es zu Hause, sei es im Wald unter einer Tanne, niederlegte und den Gedanken die Zügel schiessen ließ, daß sie ungebunden sein Haupt durchschwirren, bis sie dann irgendwo in der Ferne mit dem Rauschen des Waldes sich verloren und ihn ein fester Schlaf übermannte... Doch waren diese Augenblicke selten. Die stete Arbeit und die Sorge um Frau und Kinder nahmen ihn Tag und Nacht in Anspruch.

Die Matwij holte das Melkschaff und begann zu melken. Die Kinder entfernten sich auf keinen Schritt und horchten neugierig und begehrend, wie die Milch zirpte. Nach einer Weile war das Schaff voll und die Matwij war ganz aufser sich vor Freude. Sie führte die Kuh in den Stall, der war an die Hütte angebaut.

Die Kinder folgten ihr . . . Denn Milchgrütze schmeckte ihnen gar so sehr.

„Und was, Alte, hat die Kuh Milch gegeben?“ fragte Matwij.

„Sie hat gegeben, gegeben, und noch dazu ein volles Schaff . . . und gute Milch, dichte . . .“

„Koche Grütze!“ kommandierte Matwij, auf dem Bett liegend, gleichsam ein türkischer Pascha.

Es lag nicht in der Gewohnheit der Matwij, Milchgrütze an einem Wochentag zu kochen. Ein solches Essen ist für einen Sonntag, einen Feiertag, die Wochentage schuf sich sie mit was immer vom Halse: mit Barschtsch, Kartoffeln, Wasser- oder Molkengrütze . . . Doch heute war es auch in ihrer Seele wie ein Fest . . . So lange Zeit hatten sie keine Kuh gehabt, so lange Zeit hatten die Kinder keinen Löffel Milch gesehen, und nun hat sie heute dieser erwünschte Gast mit einem vollen Schaff dieses wahrhaften Nektars bedacht. Sollte man nicht heute eine Ausnahme machen? Jawohl! Sie liefs es sich nicht zweimal sagen, machte im Ofen Feuer an und begann die Grütze zu kochen. Die Kinder standen vor dem Ofen und sahen eifrig ins Feuer, das mit gelben Zungen die Ofenwölbung beleckte, betrachteten den Topf, der ruhig am Feuer stand, und der jüngste Knabe berührte verstohlen mit dem Finger den Topf, ob der Scherben schon heiß sei. Das lief ihm nicht ungestraft ab. Die Mutter hatte seine Neugier bemerkt, schlug ihn mit dem Löffel über die Hand und schrie die Kinder an:

„Was steht Ihr beim Ofen, wie die Sünde bei der Seele? Wollt Ihr Euch verbrühen alle miteinander? Kannst den Augenblick nicht abwarten?“

Die Kinder gehorchten, traten vom Ofen zurück, setzten sich auf die Ofenbank und warteten.

Das Feuer knisterte, die Grütze sott, und Matwij lag auf dem Bett und dachte an nichts. Dachte an nichts? O Wunder! Für gewöhnlich versenkte ihn dieser glückliche Seelenzustand in Schlaf, der Schlaf hinwieder äufserte sich in einem lauten Schnarchen, wie wenn jemand mit einer Säge einen Kiefernstrunk sägen würde. Heute aber schlief Matwij nicht. Er lag still da mit übers Kreuz geschlagenen Armen und seine Augen schweiften in der Stube umher... Er wartete...

Schließlich war auch das Warten zu Ende. Die Matwij nahm den Topf vom Feuer weg, stellte auf den Tisch eine Schüssel, die füllte sie mit Grütze, und der Milchdunst verbreitete sich wolkenartig in der Stube. Die Kinder warfen sich über den Löffelhalter und holten sich jedes seinen Löffel, setzten sich zu Tische und warteten auf den Vater. Doch der Vater kam nicht zum Nachtmahl, er rührte sich nicht einmal auf seiner Lagerstatt, denn er wollte durchaus, die Frau solle ihm zurufen, das Nachtmahl stehe bereits auf dem Tisch.

Die Matwij kühlte in einem kleinen Tellerchen Grütze ab für das jüngste Kind, setzte es mit einem Löffel in der Hand auf den Fußboden. Das Kind aß.

Erst jetzt kam die Reihe an Alle. Die Matwij holte Löffel für sich und den Mann und setzte sich an den Tisch.

„Na nu, Alter, steh auf zum Nachtmahl!“ rief sie den Mann.

„Ei? was? schon?“ sprach Matwij wie im Halbschlaf, indem er sich gravitätisch vom Lager erhob.

Sein Gesichtsausdruck war ganz gleichgiltig. Sein nicht rasirtes Antlitz sagte auch: Ei, was brauch' ich Milchgrütze? Das nämliche, was Barschtsch... bin ich denn ein Kind?... Nur wunderbar: warum erhob er sich wohl auf den ersten Ruf der Frau vom Bett? Für gewöhnlich rüttelte ihn die Frau, um ihn zum Nachtmahl zu wecken, und zerzten ihn die Kinder an den Füßen... Warum hat er sich denn vorher, ehe er sich zu Tische gesetzt, dreimal großmächtig bekreuzt und sich tief vor der Grütze verneigt — wo er sonst nur aus Gewohnheit sich ein paarmal über die Brust mit der Hand zu fahren pflegte, oder kräftig zu gähnen und sich dann das Gesicht zu bekreuzen?... Die Kinder sahen das nicht, die Frau aber bemerkte es, schmunzelte unter der Nase und dachte sich: Wundere dich dann den Kindern, wenn der Alte wie ein Kind ist und vor Gier nach Milchgrütze beinahe zittert...

Sie begannen die Milchgrütze zu verzehren. Matwij nahm einen Löffel, einen zweiten, einen dritten — es schmeckt...

„Gute Grütze!“ meint er, „schon lange keine solche gegessen!“

„Gute Grüte,“ brummen fröhlich die Kinder und essen.

Sechs mit Löffeln bewaffnete Hände fahren bald in die Schüssel, bald aus der Schüssel, und an der Wand wackeln sechs Schatten.

Nun haben sie alles verzehrt, was in der Schüssel gewesen.

Matwij sah unter den dichten Brauen hervor, zur Frau hinüber.

„Na nu, Alte, schütt' noch was ein! . . . Das war wohl nicht die ganze . . .“

„Schüttet noch dazu, Mutter, schüttet!“ verlangen die Kinder.

Doch die Matwij schüttete keine ein. Sie wollte ihren Mann ein wenig necken.

„Wo denn nicht die ganze?“ sagt sie, „sogar den Topf habe ich ausgekratzt — wenn Du willst, schau nach . . .“

Matwij glaubte nicht der Frau. Nicht umsonst hatten seine Augen in der Stube herumgeschweift, als er auf dem Bett gelegen: Er hatte jede Bewegung der Frau gesehen.

„Ei, scherze nicht, Alte, foppe nicht, sondern schütte Grüte ein! Wenn essen, so essen!“

Und die Kinder meinen ihrerseits:

„Wenn essen, so essen!“

Die Matwij füllte noch einmal die Schüssel mit Grüte, selbst aber setzte sie sich zum kleinsten Kind, kratzte den Topf aus und fütterte den Kleinen, während der Vater und die älteren Kinder aus der Schüssel aßen.

Als nur noch ein wenig in der Schüssel geblieben war, legte Matwij den Löffel auf die

Seite, wischte sich den Schweiß von der Stirn und sprach:

„Nu, vollgefüttert hast Du uns heute, Alte, wenn's nur so immer wär'! Erhalte, Herr, die Kuh gesund dafür, daß sie Milch gegeben!“

„Erhalte, Herr, die Kuh gesund!“ sagten's einstimmig die Kinder dem Vater nach; sie hatten die Schüssel ganz geleert.

Die Matwij war sehr froh, daß sich Alle satt gegessen, doch schrieb sie den größeren Teil dieses Verdienstes nicht sich zu, sondern der Kuh. Deshalb ging sie auch gleich nach dem Nachtmahl zu ihr hinaus, um nachzusehen, was „die Arme“ machte...

Die Nacht war still und heiter, am Himmel schimmerten die Sterne, und im Stall lag die Kuh und kaute gemütlich...



ZWEI SKIZZEN.

Von Ossyp Fedjkovyč.

DIE ITALIENERIN.

I.

Die Mutter liefs mich als ganz kleines Kind zurück, und auch an den seligen Vater weifs ich mich nicht mehr zu erinnern... So ging ich denn unter fremde Leute. Und wie sind die fremden Leute? Ich arbeitete Tag und Nacht, rackerte mich ab wie ein kleines Kind, doch erlebte ich nie eine frohe Stunde. — „Du so-und-so Einer, du! nicht einmal das Stück Brot bist du wert, das du isst, nicht erst, dafs...!“ Und so ging's fort. Höchstens, dafs mich das Ungeziefer nicht frafs...

Endlich gestattete auch mir Gott, mich emporzuarbeiten; ich habe bereits ein Paar Öchsein, eine Kuh und auch gegen 30 Stück Schafe. Und all das habe ich mir mit diesen meinen armen Händen errackert, denn Gott hat mir wahrscheinlich deshalb geholfen, weil ich in allem und jedem den rechten Weg wandle. Doch denkt Ihr etwa, dafs ich meiner blutigen Plage froh geworden bin? — Es kam die Werbizierung (Assentierung), und da hatte denn der Vorsteher nicht wen hineinzustopfen an

seines Sohnes statt, als mich Waise. Das war ein Unglück!

Nur liefs mir Gott noch soviel vom Glück zu teil werden, dafs mir wenigstens beim Militär niemand zusetzte: Wofür auch sollten sie das, wenn ich einem jeden gehorchte, einem jeden Ehre bezeigte und den kaiserlichen Dienst wie das Auge im Kopf behütete. Die anderen spotteten meiner gar oft und lachten: „Unser Charowjuk,“ sagten sie, „ist durchaus darauf versessen, Älterer (Sergeant) zu werden: so stramm stellt er sich, so stramm!“ — „Eh, Brüder,“ erwiderte ich, „dafs Ihr Euch nur bemühet, ich bemühe mich nicht, es hat auch ohne mich wer zu befehlen!“

II.

In was für Ländern wir nicht lagen! In Österreich waren wir, in Tirol, auch in Ungarn, in Böhmen, und machten endlich Halt in jener berühmten Stadt Venedig, die irgend ein dreister Kerl hart am Meer erbaut hat, aus Laune oder so was. Paläste, so grofs wie die Welt, stehen hart am Meer, und das ist anzusehen, wie irgend eine Pfütze, darin die Weiber den Flachs rösten, oder dem ähnliches.

Und was für prächtige Kirchen es in dieser Stadt gibt, läfst sich nicht einmal erzählen! Doch nicht so sehr, wie jener Riesenpalast, wo, wie gerühmt wird, Dogen oder so was einstmals gehaust haben sollen. Ach, ist das ein Palast, ein Palast! . . . Einen solchen kann

man nicht einmal malen. Wenn wir zuweilen auf Wache dahin gingen und ein Italiener, uns herumführend, uns alles zeigte und erzählte, da vergaßen wir unserer eigenen Augen; nicht satt sehen konnten wir uns. Und gleich daneben die Kathedrale des heiligen Markus und der prächtige Platz, und die himmelblaue See spielt und auf der See die stattlichen Schiffe ohne Zahl, stehen da in stolzen Reihen und schimmern, gleich Pfauenfedern in der Sonne oder wie blühende Mohnblumen, die sich nicht beschreiben lassen und nicht malen.

III.

In unserer Kompagnie war ein jugendlicher Korporal, das Gesicht wie gemalt, und von herrlicher Gestalt. Der hieß Wassyl Koronijčuk. Er war so, daß die ganze Welt nur auf ihn schaute. Doch seitdem er nach Venedig gekommen war, bemächtigte sich seiner gleichsam das böse Gewissen; nicht einmal zu unseren „Junggesellen-Unterhaltungen“ kam er, nichts.

„Was ist Euch widerfahren, Falke, Herr Korporal?“ fragten wir gar manchmal. „Vielleicht, daß Ihr unwohl seid oder so was, oder habt Ihr ein ungesundes Quartier? Jungens! wer bezieht das Quartier mit dem Herrn Korporal? Was für ein Quartier ist das?“

„Der Herr Korporal wohnen allein auf dem Quartier,“ versetzte irgendwer aus dem Zug,

„wohnen schon seit langem allein, noch seitdem Manyk im Spital ist — drei Monate ist's her.“

Und der Herr Korporal Čybrynjuk (der ältere Korporal in unserem Zug) hörten zu und warfen einen Blick auf Koronijčuk. „Wassyl!“ sagten sie (sie waren aus demselben Dorf und einander nicht fremd), „ob Du nicht etwa, Armseliger . . .“

Koronijčuk wurde rot und der Herr Korporal Čybrynjuk griffen nach seiner Hand, und auf dieser Hand hatte er einen silbernen Ring, so einen echten! Čybrynjuk streifte ihm den Ring herunter und steckte ihn zu sich. „Du,“ sprachen sie, „brauchst nicht mehr den Ring da: ich schicke ihn zurück nach . . .“

Und Koronijčuk fielen ihm zu Füßen: „Brüderchen,“ sagten sie, „verzeihe mir!“ und weinten wie ein kleines Kind. Da donnern mir Herr Čybrynjuk zu:

„Auf, Junge, Du gehst mit Herrn Koronijčuk aufs Quartier!“ Und sahen mich dabei so eigentümlich an.

„Gut, Väterchen!“ versetzte ich. Und ich ging.

IV.

Quartier hatten wir bei einem alten Kaufmann, einem Italiener, der vier eigene Schiffe auf dem Meer hatte. Und was für einen Palast er hatte, einen Palast! Auch ein Kaiser müßte sich nicht schämen, in ihm zu woh-

nen, so war er. Wie groß die Säle waren, wie herrlich die Säulengänge, und wie viel Schönes erst in diesen Sälen war — das läßt sich nicht einmal sagen: wo Du hinblickst — alles Gold, alles teure Gold- und Silberstoffe, alles wer weiß was für Sammt; und die Wände, wenn sie nicht aus Spiegeln bestehen, so aus teurem Marmor, und wenn nicht aus Marmor, so aus weißem Fischbein. Und erst die Dielen, wie wundervoll waren die! Sieh her, so eingesetzt, daß niemand erraten konnte, wie und woraus das war.

Unser Saal befand sich im unteren Stockwerke, am Meer, und die Thür führte in einen breiten Säulengang aus weißem schimmernenden Marmor, mit weißen Säulen und einem breiten vergoldeten Marmorgeländer. Herr Gott, wie angenehm es war, dort zu verweilen! Ich setzte mich ans große breite Fenster und sah zu, wie die Meereswellen eine die andere einholten, gleichsam blaue Tauben, und sich überschlugen, oder ich ging in den Gang hinaus, stieg dann die Treppen zum blauen Meer herab und spielte mit einem kleinen weißen Fischlein, indem ich ihm Brotkrümmchen zuwarf; wenn nicht, hörte ich lauschend dem Gesang der jungen Fischer zu oder den Ruder schlägen der prächtigen Bootsmänner.

Eines Abends, es war schon spät, saß ich wieder einmal am Fenster und sann, und mein Korporal ging in den Gang hinaus, umschlang mit beiden Händen eine kalte Säule und presste sie an sich und sah zu, wie der große blutige Mond aus dem Meer emportauchte; da — ein

bemaltes Boot naht heran, kommt näher, ganz nahe dem Säulengang, und dem Boot entsteigt irgend ein Fräulein, ganz mit weißem Atlas angetan; sie steigt aus und schreitet geradeaus auf meinen jugendlichen Herrn zu. Und der, der Arme, steht wie festgewurzelt da — kein Hauch aus dem Mund. Sie kam auf ihn zu und umschlang ihn mit ihren weißen feinen Armen.

„Wassyl!“ redete sie ihn an, „mein Engel, bist Du's? Wassyl!“

Er steht da, als hörte er nicht, und sie wieder: „Hörst Du Deine Geliebte nicht, sagst Dich los von mir? Sag mir's!“

„Schon losgesagt,“ entgegneten der Herr Korporal leise und atmeten auf.

„Sprich nicht so, Herz! Ich weiß, Du narrst mich nur so, aber ich will auch im Scherz so was nicht hören... Wassyl!“

„Ich scherze nicht, Signora...“

„Böser Junge! wie kannst Du mich nur in solche Angst versetzen? Du zürnst wahrscheinlich, weil ich die ganze Woche nicht gekommen bin, doch ich, Herz, ich war nicht zu Hause; bis nach Wien bin ich gefahren, zu Deinem Kaiser, und habe Dir die Entlassung erkaufte. Lassen wir uns trauen, Geliebter?... Was Du wohl so finster darschaust?!... Lassen wir uns trauen, Herz?“

„Wir lassen uns nicht...“ erwiderte mein Herr, bleich wie die Wand.

„Warum nicht?“ fragte die Italienerin.

„Weil ich schon verheiratet bin...“

„Oh! Unbefleckte!“ die Italienerin schrie

auf. Ein scharfes Messer blitzte — und der Herr Korporal wälzten sich im eigenen roten Blut auf der Marmorfliese, und noch ehe er auf meinen Händen Gott den Geist zurückgegeben, ruhte bereits längst das unglückliche Mädchen — auf dem Meeresgrund . . .

DER BUSENFREUND.

Ich war der Einzige meines Vaters, und mein Vater war ein reicher Mann. Zu Zeiten hielt er auch acht Knechte, denn es war zu was. Und ich durfte nicht einmal eine Axt in die Hand nehmen, so so. „Wozu,“ sagte er, „sollst Du Dich mit Arbeiten abrackern, wenn andere da sind?“

„Wie soll ich aber ohne Arbeit leben, wenn ich mich langweile?“ fragte ich.

„Langweilen, warum nicht gar!“ mischte sich die Mutter schmollend darein, „nimm mal die Büchse und geh in den Wald! Wie gerne ich ein gebratenes Häslein essen möchte!“

Sie redete absichtlich so, um mich vom Arbeiten abzuhalten. Da läßt sich aber auch nichts machen: ich nehme die Büchse und gehe.

Und Sonntags, oder wenn Kirmess war, da mußten mir die Schwestern fluchen, weil die Mutter vom frühen Morgen an nichts tat, als in sie hineinreden: „Und wie ist Iwans Hemd? Und sein Halstuch wie? Und schmutzig geht er wegen Euch herum und ungewaschen, und hin und her, trotzdem Ihr Euer drei seid!“ Das alles standen die armen Schwestern um mich aus. Und wenn wenigstens für irgend-

etwas, doch mein Hemd war ja wie Papier; und wie eine Mohnblume mein Halstuch; und der Kopf gewaschen und gekämmt, so daß es höchstens ein Prinz besser hat, und noch war es die Mutter nicht zufrieden. So lebte ich zu Hause.

Und der Vater, wenn nur erst der Sonntag da war: „A nu, mein Sohn, a nu zum Bazar, sich satt sehen, solange man jung ist?“ Und auch zwei Silberlinge in den Gürtel. So lebte ich bei meinem Vater. Doch lebte ich nicht lange so: die Assentierung kam und der Husarenmajor schmatzte nur so, als er mich erblickte. Und zu meinen Füßen fielen sie nieder, meine lieben goldigen Locken!...

In unserem ganzen Dorfe gab es keinen hübschern Burschen, als diesen Sydor Cobanjuk; wo er stand, leuchtete es beinahe; und erst was für ein gelungener Schütze, das läßt sich gar nicht sagen. Es verging fast kein Sommer, in dem er nicht zwei, drei Bären erlegt hätte, von anderem Wild zu schweigen. Und wenn man seine Stube betrat, sah man nichts als Hirschgeweihe und Schützenrüstung an den Geweihästen hängen. Darunter waren auch Geweihe, die vierundzwanzig Äste hatten, wenn nicht mehr. Und diese Rüstung! Und das graue Pferdchen im Stall, wie eine Taube! Und erst der türkische Sattel und die seidenen silbergeschmückten Zügel!...

Ich und Sydor, wir lebten besser als zwei leibliche Brüder; und wie sollten wir nicht so leben, wenn wir beide geschickt waren, beide schön, beide sozusagen einzige Söhne reicher Väter, und dazu noch beide Schützen! Wir

alsen nicht zu Mittag einer ohne den anderen und nicht zu Abend. Entweder kam er zu mir gelaufen oder ich zu ihm: wir plauderten, lachten, beratschlagten uns, jagten oder sattelten unsere Pferdchen und heida, um die Wette! Und wenn nicht das, dann streckten wir uns auf den Boden hin, rauchten die Pfeifen an und begannen einander verschiedene Jagdbegebenheiten zu erzählen, oder sonst was.

„Hast Du gehört,“ frage ich, „dafs Katharina Sawjuk die Haube bekommen hat?“*)

Er lachte auf, dafs ihm die Pfeife aus dem Mund fiel.

„Eh,“ meinte er, „nicht die Erste und auch die Letzte nicht.“

„Bist Du nicht etwa die Ursache?“

Er kicherte.

„Es ist nicht schön von Dir, Bruder!“ begann ich auf ihn einzureden, „warum heiratest Du nicht?“

„Noch,“ versetzt er, „habe ich keine für mich ausgesucht.“

„Ist denn die Katharina Sawjuk nicht für Dich?“

„Du siehst ja, dafs nicht!“

„Und warum denn, Brüderchen?“

„Darum, weil nicht!“

„Möchtest wohl eine Prinzessin?“

„Ich möchte keine Prinzessin, doch möchte ich so eine, die sich von keinem Burschen

*) Alter Brauch, dafs Mädchen, die vor der Hochzeit niederkommen, Hauben bekommen.

Anmerkung des Übersetzers.

überreden liesse. Nun weißt Du's, was für eine?"

„Und hast Du keine gefunden?“ fragte ich.

„Siehst ja, daß nicht!“ donnerte er mich an und begann noch mehr zu lachen, und dann: „Du hast ja ein unnützes Geschwätz begonnen, Iwan; reden wir von etwas Schönerem. Ich werde Dir erzählen, wie ich gestern mit einem Bären rang.“

„Was Du nicht sagst!...“

So lebten wir, ich mit Sydor.

An einem Tage wurden unser zwanzig genommen (assentiert): manche zu den Jedern (Jägern), andere nach Parma, ich zu den Husaren. Und nachdem uns der Eid verlesen worden, befahl ein Ochwizier (Offizier) uns in den Arrest zu bringen. — „Und daß Ihr's wißt,“ sagte er, „daß einem jeden morgen Essen gebracht werde, weil Ihr abmarschirt, jeder zu seinem Regiment.“ Und ich bitte schon so sehr: „Herr Ochwizier,“ sagte ich, „mein Teurer, lassen Sie mich wenigstens nach Hause, um Abschied zu nehmen. Morgen komme ich, wann Sie befehlen! Lassen Sie mich, Herr, lassen Sie mich!“

Der Ochwizier lachte auf: „Vorsteher,“ redete er meinen Vater an (denn der war damals Vorsteher), „was für ein Bursche ist der da? Kann man den bis morgen fortlassen?“

„Das ist mein Sohn,“ entgegnete der Vater, und die Tränen rollten ihm nur so auf den weißen Bart herab, „wenn Sie so gnädig sind, Herr, können Sie ihn lassen, ich büрге für ihn.“

Und sie ließen mich fort.

Zu Hause Trauer. Halbtot liegt Mütterchen im Bett, zwei Schwestern sitzen in den Ecken und weinen leise vor sich hin, die älteste Schwester poltert in der Kammer herum, sie bereitet mir die Kleider vor für morgen. Ich setze mich an den Tisch und weine auch. Ob ich wohl jemals meine herrlichen Berge wiedersehen werde, ob ich wohl noch die liebe Stimme meines Vaters hören werde und mein Mütterchen, meine Schwesterlein, meine Gefährten?

Darüber sann ich nach, und weine und weine ... Da — in der Tür Sydor, mein Busenfreund, mein teurer. Gradaus von der Jagd, noch mit Büchse und Pulverhorn, kam er zu mir gelaufen, mein Teurer.

„Was denn, Bruder Iwan; zugerichtet haben sie Dich?“ fragte er und wurde feuerrot, „zugerichtet haben sie Dich?“

„Zugerichtet,“ erwiderte ich.

Er setzte sich zu mir und weinte, weinte bitterlich. Doch weinte er nicht lange: eine halbe Minute, oder auch so viel nicht; er trocknete sich die Tränen und halste mich:

„Brüderchen,“ fragte er, „hast Du mir nichts aufzutragen? Vergifst Du mich?“

„Brüderchen,“ entgegnete ich, „Busenfreund! Mein Vater ist alt, meine Schwestern wird sich der Erstbeste zur Kurzweil ausersehen ...“

„Dafs ich ein solches Wort von Dir hören mußte!“ sagte er bitter.

„Sei mir nicht böse, Brüderchen! Ich weiß es, dafs Du meine Schwestern der Schande nicht preisgeben wirst. Auch meinen Schwar-

zen, Brüderchen, nimm zu Dir. Niemand wird ihn so behüten wie mein Busenfreund.“

„Deinem Schwarzen soll bei mir kein Leid widerfahren,“ versetzt Sydor.

„Noch eins bitt' ich Dich, Brüderchen: gib auf meine Rüstung Acht... der Vater ist schwach, und die Dienerschaft, wie gewöhnlich...“

„Mach Dir nur deswegen keine Sorgen, Bruder! Wozu das erst sagen, wenn ich es selber weiß.“

Am anderen Tag verabschiedete ich mich und ging.

Ich diene beim Militär ein Jahr, ich diene das zweite — mir geht es gut. Endlich machten sie mich zum Korporal, doch ich, ich flehe nur zu Gott, daß ich nach Hause komme. Da kriege ich von zu Hause einen Brief. — Komm, mein Sohn, nach Hause — schreibt der Vater — so schnell, als Du kannst, bei uns ist es schrecklich. Da hast Du auch zweihundert Gulden auf den Weg.

Ich lief sofort zu unserem Herrn Rotmeister (Rittmeister).

„Herr,“ sage ich, „Väterchen, erbarmen Sie sich!“ und zeige ihm den Brief.

Und er darauf:

„Kränkt Euch nicht,“ sagt er, „Korporal Dzwynka, ich aber gehe gleich selbst zum Herrn Major für Euch bitten.“

Noch am demselben Abend stieg ich in den Postwagen und fuhr fort.

Im Dorfe kam ich schon gegen Abend an. Ich betrete die Stube — niemand drinnen, nur auf dem Ofen keucht wer. Ich komme näher — mein altes Väterchen ist es.

„Seid Ihr es, Väterchen? Seid Ihr gesund? So recht gesund?“

„Ich danke Dir, mein Sohn, daß Du gekommen bist! Setz Dich, Herz!“

„Und wo ist die Mutter!“ frage ich.

„Du sollst leben, Herz, aber Deine Mutter ist schon selig . . . Mach Licht, Liebling; dorten hinterm Bild irgendwo steht die Kerze.“

„Ich machte Licht — wundre mich: meinen Vater erkenne ich nicht wieder, so ist er geworden.“

„Warum seid Ihr allein in der Stube, Väterchen? Wo sind die Schwestern?“

„Sie kommen bald, mein Söhnchen: Maria ist zur Mühle und Aksena macht sich beim Vieh zu schaffen.“

„Und Mytrona?“

Der Vater schluchzte bloß auf. „Mytrona, mein Söhnchen, ist nicht mehr. Bedanke Dich bei Deinem Freund . . . Einen schönen Busenfreund hast Du Dir ausgewählt, einen schönen! . . .“

Ich zitterte.

„Was ist da geschehen, sagt mir's um Gotteswillen?“

„Kurze Geschichte, mein Sohn: er hat das arme Mädchen verführt und verhöhnt — da ist sie in den tiefen Tscheremosch gegangen und ist nicht mehr zurückgekommen. Nach einer Woche haben sie auch die Alte begraben.“

Väterchen hatte noch nicht recht zu Ende erzählt, da war ich schon bei Sydor. Ein scharfes Messer und hinterm Gürtel ein Paar Pi-

stolen. Ich stürme herein, da steht er, am Tisch, und läßt die Büchse.

„Du sollst leben, Bruder! Wo ist meine Schwester? Wo meine Mutter?“

Wie festgewurzelt stand er da, kein Hauch von den Lippen.

„Wehr Dich, Kamerad, denn Du stirbst! . . .“ schrie ich und lief mit dem Messer auf ihn zu. Doch war er geschickt: mit beiden Händen hielt er meinen Arm fest, mit aller Kraft.

„Halt ein,“ sagte er. „Busenfreund, noch zwei Worte!“

„Sprich,“ entgegnete ich, „aber säume nicht, ich habe keine Zeit.“

„Gut,“ sagte er, „ich bin bald fertig. Du bist Soldat: Begehst einen Mord und gehst elend zugrunde, und für wen? Für einen falschen Kameraden, der nicht einmal eine Kugel von Deiner Hand wert ist. Nein, Bruder Iwan: nur einmal hab' ich Dich verraten, ein zweites Mal kommt's nicht!“

Ein Augenblick — und er riß mir eine Pistole hinter dem Gürtel hervor, die Kugel sauste und er sank hin, mir zu Füßen. Er war ein guter Schütze: mitten ins Herz hat er getroffen. Beim Militär würde der Hauptmann für so ein Stück mit einem Silbergulden nicht geizen!

Ehre der Huzulen,
Blutig bist Du, blutig! . . .



HUNGER.

Von Borys Hrinčenko.

Am äußersten Ende des Dorfes stand eine verfallene Hütte und in ihr lebte ein Bauer mit seinem Weib und einem Kinde. Das Knäblein war noch winzig, es war unlängst geboren worden. Das dritte Jahr war's, seitdem sie geheiratet — aus einem anderen Dorf hatte er sie genommen — und noch immer war es ihnen nicht gelungen, sich zu einer eigenen Wirtschaft emporzuarbeiten. Ihr ganzes Vieh bestand in einer Färse — die hatten sie heuer zum Frühjahr gekauft — und nun war auch diese vor Kurzem krepirt. Und wenn sie auch nicht krepirt wäre, sie zu ernähren wären sie doch nicht imstande gewesen. Bei diesen ewigen Mißernten hatte man selber kaum zu essen, geschweige denn für eine Färse. Horpyna beweinte die Färse, als wenn ihr das etwas nützen würde.

Zum Frühjahr hatte der Bauer überhaupt kein Brot mehr. Beinahe drei Wochen lang lebten sie von Geborgtem — und wie nun leben, da keiner mehr borgen wollte? Ein jeder sagte:

„Wie soll ich nur borgen? Meine eigenen Kinder hungern und ich — ich soll geben,

geben ohne Aussicht, es jemals zurückzukommen? Du hast Dich ja schon beim ganzen Dorf verschuldet. Da könnte einer selbst einen Sack Getreide brauchen, und gibt ihn denn wer!“

Das Weib schlug Petro vor, sich bei einem Herrn zu verdingen. Er ging aufs nächstgelegene Vorwerk — man nahm ihn nicht: Knechte in Fülle, meinten sie. Er ging zu einem zweiten Herrn, der bemerkte, daß auf Petros Kleidung Flick auf Flick lag, hielt ihn für einen Barfüßler, irgend einen Landstreicher — und wollte ihn nicht in Arbeit nehmen.

„Fort!“ sagte er, „viele dieser Sorte streifen hier umher!... Jagt ihn fort!“

Und er wurde hinausgejagt. Petro wußte einfach nicht, was anzufangen. Wer ein Pferd hatte, wurde wenigstens gedungen, das herrschaftliche Holz aus dem Walde zu führen; er kann auch das nicht.

Eines Morgens stand Horpyna in aller Früh auf. Das Kind schlummerte noch. Das junge Weib machte sich leise am Ofen zu schaffen und Petro schickte sie Holz klauben. Sie macht sich am Ofen zu schaffen und grübelt:

„Wenn man nur diese Woche so halbwegs hinfristen könnte, dann könnte ich vielleicht mit Gottes Hilfe zum Vater nach Syrowatka — vielleicht, daß er ein Säckchen voll gibt. Schlecht ist es ohne Pferd: da könnte man aufsitzen, hinfahren, und erledigt wär's. Und so, bis ich irgendwo ein Pferd ausbettle...“

Die Tür ging auf. Petro brachte Holz und legte es nieder.

„Poltere doch nicht so, Du weckst ja das Kind auf!“ sagte Horpyna.

Das junge Weib heizte im Ofen ein, stellte die Töpfe auf. Dann ging es zum Mehlschaff und sah hinein:

„Petro, ach Petro!

„Ha?“

„Was werden wir tun?“

„Wie das?“

„Mehl ist nur noch für einmal da und das auch nur für zwei Laibchen.

Petro schwieg, dann meinte er:

„Was anfangen? Ich weiß schon selbst nicht...“

„Vielleicht noch bitten gehen?...“

„Zu wem denn hingehen, wenn ich schon bei allen so viel geborgt habe, dafs keiner mehr was hergeben will?“

Horpyna wufste es selbst zu gut. Beide schwiegen sie. Das Kind in der Wiege rührte sich. Die junge Frau nahm es auf die Hände und schaukelte es. Hungrig war es aufgewacht. Sie legte es wieder hinein — es war keine Milch da. Und da weinte es noch mehr. Horpyna sagte:

„Wären wir allein, wenn das Kind wenigstens nicht da wäre, schau her, wie es sich abquält. Ich bin hungrig und das Kind ist auch jeden Tag hungrig, denn ich habe ja keinen Tropfen Milch.“

Auch Petro schnitt das Weinen des Kindes wie mit einem Messer ins Herz. Als ob du ihm mit deinem Mitleid helfen könntest?

„Weißt Du was, Petro? Geh hin und bitte den Vorsteher — vielleicht gibt er was aus dem Magazin? ...“

Petro schweigt und das Kind weint, und das schneidet immer wieder wie mit einem Messer ins Herz. Petro erhob sich und sprach:

„Ich geh'! Man kann doch nicht Hungers krepieren!“

Er nahm die Mütze, stand noch eine Weile da, dachte nach und ging dann schweigend hinaus. Er wußte es, daß der Vorsteher eigenmächtig nichts geben durfte, und ging doch hin, damit er wenigstens das Kind nicht weinen hören mußte.

„Und vielleicht gibt er doch?“ dachte er, „wer kann das wissen? ... Schön bitten muß man. Schade, daß ich auf kein Viertel (Schnaps) für die Räte habe.“

Petro betrat die Gemeindestube und bekreuzte sich: „Gesundheit vom Herzen!“ Sprach's und blieb an der Schwelle stehen. In einem Winkel saß hinter dem Tisch der Vorsteher, und der Schreiber holte aus einem Kasten Papiere hervor, die er auf dem Tisch ausbreitete. Sonst ist niemand in der Gemeindestube da, nur Petro und die beiden. Petro will sprechen und bringt es nicht zuwege, er denkt: „Und wenn er sagt — nein, ich gebe nicht?“ Und wenn er daran denkt, fällt ihm ein, daß zu Hause Weib und Kind hungernd dasitzen werden, und da geht ihm der Atem aus und er bringt kein Wort hervor, sondern steht an der Schwelle und dreht die zerfetzte Mütze in den Händen. Als der Vorsteher merkte,

dafs er etwas vorzubringen habe und nicht spreche — begann er selbst zu fragen:

„Was hast Du, Petro?“

Petro trat näher und verneigte sich.

„Zu Euer Gnaden,“ sagte er.

„Nu?“

„Seid mir nicht böse, bin eben zu Euch gekommen... Schon den dritten Tag haben wir kaum etwas gegessen... Heute hatten wir noch keinen Bissen im Mund, und Mehl ist keines da...“

„Nu, und was?“

„Seid mir nicht böse!... Überall habe ich schon herumgebeten, aber wer soll denn welches borgen, wenn er vielleicht selber keines hat?... Also bin ich... Ob Ihr nicht erlauben würdet, aus dem Magazin wenigstens ein Säckchen voll zu geben?...“

Der Vorsteher sah ihn an und lachte.

„He, Junge! Das darf ich nicht eigenmächtig tun, dazu braucht man die Erlaubnis der Bezirksverwaltung.“

„Des Semsto-Amtes, verstehst?“ sagte der Schreiber.

„Das schon,“ sagte Petro, „aber könnte man nicht soso... wenigstens etwas...“

„Bist Du aber ein wunderlicher Mensch! Hörst ja, dafs nicht, durchaus nicht.“

Petro stand da, schwieg, dann meinte er:

„Vielleicht doch, ohne das Amt... Wenn auch nicht viel...“

„Man sagt Dir's ja, dafs nicht! Hat's Dir den Schädel verlegt?“ brauste der Schreiber auf.

Und Petro steht noch immer da und geht nicht fort. Auch wufste er selber nicht, wozu er eigentlich wartete. Aber wie denn fortgehen, mit nichts? Zu Hause werden sie inzwischen auch die Erdäpfel aufgegessen haben! . . . Vielleicht doch noch einmal fragen? . . .“

„Ich würde ja zurückgeben, sobald ich nur verdient haben werde, ich würde doch zurückgeben . . .“

Nun wurde aber der Schreiber gar zornig:

„Man sagt's Dir ja, dafs nicht! Was, soll man Dir's hundertmal sagen? Und wenn Du ihm auch einem Pflock in den Schädel schlägst (Sprichwort), und er immer wieder — gib, gib! Nu, Menschen! . . .“

Petro entfernte sich aus der Gemeindestube.

II.

Horpyna beruhigte das Kind und legte es nieder. Aus dem noch vorhanden gewesenen Mehl buk sie zwei Plätzchen, kochte Kartoffeln und Barschtsch dazu. Sie bereitet das alles zu und denkt:

„Heute halten wir's noch halbwegs aus, vielleicht auch morgen . . . Wenn sie dem Petro geben, wird's gar vielleicht nicht nötig sein, zum Vater zu fahren . . . Nein, wenn sie ihm auch geben, so haben wir doch noch immer nicht für die Saat . . . Man wird halt doch hinfahren müssen.“

Die junge Frau nahm die Plätzchen heraus, säuberte die Stube und setzte sich ans Spinnrad. Sie selbst hatte heuer nichts zum Spin-

nen — es war ja nicht was zu säen. So spann sie denn Fremdes, vom Bündel. Macht immerhin in der Woche zwei Zwanziger aus, vielleicht auch einen Sechziger.

„Einen Sechziger wirst Du verdienen die Woche, und aufessen muß man für einen Rubel“ — dachte Horpyna, einen Faden ausziehend.

Als sie die Flurtür knarren hörte, dachte die junge Frau:

„Wahrscheinlich Petro... Ob er wohl wenigstens ein bißchen mitbringt?“

Wirklich Petro. Schweigend trat er herein und liefs sich auf der Bank nieder, ohne etwas zu sprechen. Horpyna betrachtete ihn und erriet bald, daß er vergebens gegangen war.

„Petro,“ fragte sie, „haben sie nichts gegeben?“

„Sie sagen, es geht nicht ohne die Semstwo-Herren,“ entgegnete Petro finster.

Beide schweigen. Petro hatte das Haupt gesenkt und safs nun tieftraurig da. Und Horpyna beugte sich über das Spinnrad und spann nicht mehr. Petro sah sie an. So müde war sie, ganz herabgekommen. Und er bedauerte sie. Er trat zu ihr hin, umarmte sie und sprach:

„Schwer ist's, mein Täubchen, schwer! Kränk' Dich nicht...“

Horpyna sah zu ihm auf, in ihren Augen standen Tränen.

„Wir werden das überstehen,“ sagte sie, „aber das Kind? Wie soll es das aushalten?“

Und Horpyna weinte still und sagte dann:

„Das scheint ja schon unser Los zu sein. Wenn Gott hilft, werden wir's überstehen.“

Petro wollte das der Frau soeben auseinandersetzen, nun fühlt er, wie es ihm selber schwerer wird ums Herz, immer schwerer. Und als sie sagte, daß man dulden müsse, vermochte er nicht länger an sich zu halten:

„Wie lange sollen wir denn dulden?“ — schrie er beinahe auf. „Es vergeht ja schon ohnehin kein Tag, an dem wir nicht leiden müßten.“

„Das hat schon wahrscheinlich Gott so gefügt!“ sagte wiederum Horpyna.

Petro wurde finster.

„Sind wir denn schon gar so sündig, gibt es denn schon gar keine Sündhafteren als wir, daß wir so viel Leid ausstehen müssen!“

Horpyna erwiderte nichts, auch der finstere Petro schwieg still. Er schweigt und die Gedanken fliegen ihm nur so durch den Kopf:

„Ist denn das wahr? Warum in aller Welt sollen wir denn Hungers sterben? Der Vorsteher gibt nichts her, und er, nimmt er sich etwa selbst nicht genug? Heuer hat er schon ein Viertel Gerste gestohlen... Unsere Habe werden sie stehlen, und Du stirb und auch das Kind soll sterben!“

Und der Zorn erfaßte Petro; ein unaussprechlicher Zorn erfaßte Petros Herz auf den Vorsteher.

„In Hülle und Fülle lebt er,“ denkt Petro, „und stiehlt noch dazu, und ich Hungerleidender — was fang' ich nur an?“

Weiß Gott, was er dem Vorsteher machen wird, so kochte es in ihm. Er fuhr von seinem Platz auf und verließ die Stube. Er irrt

draußen umher, und diesen Gedanken wird er nicht los:

„Man kann doch nicht Hungers sterben! Es ist meine Habe, keine fremde, denn auch ich hab' ja dort hineingeschüttet, und nun ich nichts zu essen habe, kann man nicht geben! Nu, so werde ich Euch nicht bitten! Ich werde mir schon selbst nehmen!“

Und soviel er auch nachgrübelte, im Kopf blieb stets das Eine: „Nehmen!“

„Ich werde ja nicht Fremdes nehmen, meines. Wenn sie selbst nicht hergeben, muß man heimlich nehmen.“

Und er gewöhnte sich langsam an diesen Gedanken, so daß er ihn nicht mehr fürchtete. Anfangs schien ihm das schrecklich, wenn er daran dachte, und jetzt — nichts, er hat sich halt gewöhnt. Und als er damit vertraut war und er nicht mehr fürchtete, wagte er auch auszuführen, woran er gedacht.

„Ich gehe hin, bohre im Magazin ein Loch und zapfe an!“ denkt Petro.

Aber ja... Wie es der Horpyna sagen? Er wußte zu gut, daß sie unter keinen Umständen darauf eingehen würde. Er wußte, daß, wenn er ihr auch noch so sehr zureden wollte, er sie dazu nicht werde bereden können. Kann er denn aber mehr tun? Er sah rings um sich das Elend und konnte diesem Elend nicht abhelfen. Er sah, daß ihm die Menschen nicht beistehen wollten. Der Vorsteher stiehlt, und ihm gibt er nichts! Überall Unrecht! Und so schien ihm denn das Stehlen keine Sünde zu sein. Und doch hatte er Angst,

davon Horpyna zu sprechen, denn er fühlte, daß auch er nicht gerecht handelte.

Und Horpyna hatte gemerkt, daß es in Petro nicht mit rechten Dingen zugehe. Er geht immer finster und traurig herum. Sie beginnt ihn auszufragen, er antwortet nicht, oder: „Ja, so . . . Der Kopf schmerzt ein wenig.“ Zuweilen sieht er sie auch finster an und entgegnet: „Weshalb denn fröhlich sein?“

Die junge Frau merkte, daß sich Petro verändert hat, und kränkte sich nur noch mehr, weil sie dem Elend nicht abhelfen konnte.

Indessen war kein Brot mehr da, die Erdäpfel hatten sie ganz verbraucht und nun werden sie gar nichts mehr zu essen haben. Zum Vater zu fahren war es Horpyna nicht gelungen — keiner wollte ein Pferd hergeben, und vierzig Werst zu Fuß nach Syrowatka zurücklegen, war auch kein leichtes, zumal mit dem Kind. Und zurücklassen kann man es nicht: lebt es doch schon ohnehin einzig und allein von dem Tropfen Milch, und wenn sie es zurückläßt, geschieht am Ende wer weiß was.

Alles das sah Petro und sagte zu sich selbst: „Ich werde nehmen! Man kann doch nicht krepieren, wie ein Hund! Mag Horpyna sagen, was sie will.“

Eines Nachts liegt er mit der Frau am Fußboden und die Gedanken lassen ihn nicht einschlafen. Er denkt: „Und was wäre dabei, wenn ich es Horpyna gleich jetzt sage?“

Allein er sagte es nicht, sondern wälzte sich nur noch häufiger von einer Seite auf die andere.

„Was hast Du, Petro?“

„Nichts,“ sagt er.

Horpyna schlummerte schon, da hört sie, wie Petro ruft:

„Horpyna!“

„Ha?“

„Weißt Du, was...“

„Nu?“

Petro hielt inne, wieder bekam er Angst, es zu sagen.

„Ja... Nichts... Ich wollte fragen, ob wir Wasser in der Stube haben... Durstig bin ich.“

„Im Fafs ist ja...“

Petro erhob sich, als ginge er Wasser trinken, aber er denkt nach: Sagen? Kannst's ja vor ihr nicht verheimlichen — ob jetzt, ob dann, sagen muß man's doch.

Er kam zurück, legte sich neben die Frau hin und deckte sich zu:

„Horpyna, was werden wir weiter tun?“

Die junge Frau erwidert nicht. Alle möglichen Gedanken hat sie schon durchdacht und nichts konnte sie ausdenken. Petro sagt:

„Und ich... ich... Weißt Du, woran ich denke?“

„Woran denn?“

Und wiederum hielt Petro inne, dann begann er rasch zu sprechen, als hätte er Eile:

„Man kann doch nicht Hungers krepieren!... Ihnen macht's nichts — der Vorsteher stiehlt selber Gemeindegeld und uns gibt er kein Stückchen Brot. Ist denn auch unseres nicht darunter? Laß nur! Soll ich ihm das auseinandersetzen, oder was? Verstehen sie

denn das? Hingehen und selbst aus dem Magazin anzapfen! ...“

„Der Herr sei mit Dir, Petro! Was sprichst Du nur?“

Petro wurde beinahe zornig:

„Was sonst, Hungers sterben?“ fragte er.

„Eine Sünde ist's Petro! Das ist Gottes Wille! ... Gott hat's so gefügt ... Aber Fremdes darfst Du nicht anrühren, nicht anrühren! Eine Sünde ist das, Petro!“

„Eine Sünde! Hungers sterben — wie? Gehe ich denn aus eigenem Antrieb hin?“

„Was sonst, Petro — aushalten muß man's ... Geh nicht hin! ...“

Mit einemmal fürchtete sich Horpyna für Petro. Sie presste ihn an sich: „Petro, schwer ist's! Gott wird helfen ... Geh selbst zum Vater hin, er wird geben ... Und das schlag Dir aus dem Sinn, schlag Dir's ganz aus dem Sinn. Eine Sünde ist's!“

Bislang schwankte Petro, nun aber Horpyna auf ihn einzureden anfang, wurde wieder der Zorn in ihm lebendig und in seiner Brust hämmerte es nur so.

„Ich geh' hin,“ erwidert er, „sag' mir nichts, ich geh' hin!“

III.

Der Tag war zu Ende, es wurde Nacht. Petro erlebte endlich die Mitternacht, kleidete sich an, nahm drei Säcke mit sich und einen Bohrer und ging zum Magazin.

Es war eine finstere Nacht. Petro durchschritt seinen Garten und trat aufs Feld hinaus. Seine Seele war eigentlich ganz ruhig. Er hatte sich einmal entschlossen, diese Tat auszuführen und dachte nicht mehr nach, was für eine Tat das war. „Ich geh' hin und stehe,“ sagte er sich und es schien ihm dies gar nichts Unrechtes zu sein, weil er ganz einfach das vergessen hatte, wie wenn es sich überhaupt nicht lohnte, an so etwas zu denken. Ruhig und festen Schrittes ging er, ohne sich vor etwas zu fürchten.

Da ist auch schon das Ackerfeld zu Ende und in der Ferne starrt etwas Dunkles. „Das Magazin,“ sagte sich Petro. „Beim Magazinwächter ist kein Licht mehr, es werden volle drei Säcke sein.“

Leichten Fußes schritt er weiter. Es ist nicht mehr weit. Aber, was ist das? In der Luft liefs sich ein lautes Schreien vernehmen. Wahrscheinlich ein Uhu. Wiederum schreit es, miaut — nein, ein Käuzchen. Und Petro wurde es auf einmal angst. Irgend etwas verlegte ihm den Atem, laut pochte ihm das Herz in der Brust. Er blieb stehen und lauschte. Frostig rieselte es ihm über den Rücken.

„Erwischen werden sie mich, erwischen! Ein Dieb!...“

Und wieder war es ihm, als bewürfe man ihn mit Schnee. Vor einer Weile noch war er mutig und ruhig, und nun war das hin. Er bebte an allen Gliedern.

„Gehen, oder nicht gehen!“ überlegte er. „Und wenn sie mich erwischen?“

Er begann von neuem zu lauschen. Aber ringsherum herrschte eine so tiefe Stille, daß er das Pochen seines Herzens in der Brust hören konnte.

„Vielleicht umkehren? ... Dann sind wir morgen wieder ohne Brot! ... Nein, ich werde schon hingehen!“

Und leise, schleichend näherte er sich dem Magazin. Als er ganz nahe herangekommen war, sah er spähend um sich. In der Finsternis war nichts zu sehen. Da kroch er unter das Gebäude. Jahraus, jahrein schüttete er Getreide in den Speicherverschlag und wußte, auf welcher Seite er sich befand. Vorsichtig kroch er zu dieser Stelle hin und legte sich nieder. Dann setzte er den Bohrer an und begann zu bohren. Das eingetrocknete Holz knisterte ein wenig. Petro hielt inne und lauschte. Dann bohrte er wieder weiter. Der Bohrer ging tiefer, immer tiefer ins Holz — bald wird auch ein Loch da sein. Liegend drückte Petro mit aller Kraft auf den Bohrer.

„Halt! Samen! Ah, hundert Schock Teufel! ...“

Petro fuhr zusammen. Wer ist das? Der Wächter? Das Herz schlug ihm zum Hals hinauf. — Petro horchte auf. Kalter Schweifs trat ihm auf die Stirn. Die Hand aufs Herz gepreßt, sah er wie versteinert aus. Wiederum hört man's:

„Samen! Samen! ... Daß dich! ... Und wenn ich auch selbst, was ist dabei? Kann ich denn nicht singen? ... Hundert Schock! ... Hej! ...“

„Dort hinter der Scheune

Das Lied des Betrunkenen konnte man auch beim Magazin hören. Und wenn irgend wer vorüberging, hörte er:

„Und der Fisch tanzt mit dem Krebs,
Und die Zwiebel...“

„Pfuj über deinen Vater!... Nein, ich geh' nicht dorthin! Nach Hause geh' ich!“

„Hej! Die Zwiebel mit dem Knoblauch,
Und das Mädel mit dem Kosak!...“

Der Betrunkene ging weiter. Die Stimme und die Schritte verhallten. Petro hatte sich gerührt. Den Atem hielt er an und wartete. Und jetzt ist niemand mehr zu hören. Er lauschte noch immer. Nein, es ist nichts. Und mit einem letzten Druck war das Loch fertig gebohrt. Er griff nach einem Sack, setzte ihn darunter und zog den Bohrer heraus. In den Sack fiel Korn. Wie im Fieber zitternd, füllte Petro alle drei Säcke. Das Magazin lag ganz nahe dem Erdboden und so konnte man die Säcke nicht ganz füllen. Aber was jetzt anfangen? Das Loch unverstopft lassen — da fällt das Korn heraus, und morgen bemerken sie's, finden's am Erdboden. Es muß zugestopft werden. Ja, warum hat er denn keinen Stöpsel mitgenommen? Petro legte die eine Hand aufs Loch und suchte mit der anderen Gras für einen Stöpsel. Beim Magazin wuchs aber kein Gras. Da fiel es ihm ein, dafs er ein Sacktuch bei sich hatte. Er zog es hervor und verstopfte halbwegs das Loch damit. Dann hob er einen Sack in die Höhe, blieb stehen und überlegte:

„Nach hause tragen? Nein, das dauert zu lange. Nein, ich trag's auf den Kurhan hinüber, dort soll's liegen bleiben, bis...“

Der Kurhan lag auf jenem Feld dorten, außerhalb des Dorfes, wo einst die Grenze war und sich jetzt davon nur noch ein Wall als Überbleibsel befand. Eiligen Schrittes brachte Petro einen Sack hin. Die andern zwei waren leicht, und er nahm sie auf einmal mit. Er versteckte alle drei auf dem Kurhan, im Farnkraut. Schon wollte er sich nach Hause begeben, als ihm wieder das Loch in den Sinn kam. Man muß einen besseren Stöpsel nehmen, das Tuch könnte jeden Augenblick herausfallen. Leise schlich er zu einem Zaun hin, zog einen kleinen Pflock heraus und ging zum Magazin zurück. Abermals kroch er hin, entfernte vorsichtig das Tuch und verstopfte das Loch mit einem hölzernen Stöpsel. Der Stöpsel blieb fest im Loch sitzen. Petro probierte — er saß fest. Wahrscheinlich liegt aber am Boden ein wenig Korn verstreut. Tappend las er es auf.

Er kehrte nachhause zurück, trat in die Stube ein.

„Horpyna!“

Keine Antwort. Wahrscheinlich schläft sie. Ohne sich zu entkleiden, streckte er sich auf dem Fußboden hin, nur den Kaftan hatte er abgelegt.

„Horpyna, schläfst Du?“

„Nu?“

„Auf dem Kurhan hab' ich's versteckt...“

„Von mir aus, versteck's wo Du nur willst, ich werde Dir nicht behilflich sein.“

Petro schwieg still.

IV.

Niemandem kam es in den Sinn, daß man aus dem verschlossenen Magazin Getreide stehlen könnte. Es war auch ein winziger Diebstahl — und so etwas merkt man nicht leicht. Als Petro sah, daß man nirgends um den Diebstahl wußte, brachte er das Korn nach Hause. Für lange reicht es aber nicht aus. Also noch einmal stehlen gehen. Allein jetzt half ihm schon das Glück. Bei einem Herrn in der Nähe war nämlich ein Knecht fortgegangen und da hatte sich Petro in Dienst eingegeben. Er hatte beim Herrn die ganze Kost, nur nächtigen mußte er zu Hause. Zu Hause war das Elend geblieben, aber auch dafür sei Gott gedankt, daß sie jetzt wenigstens nicht hungern mußten. Und von dem Diebstahl hatte man auch bis jetzt nichts erfahren. Petro beruhigte sich.

Nein, er war nicht beruhigt. . . Schon längst war er um seine Ruhe gekommen, er hatte sie nicht mehr seit jener finstern Nacht, da er sich unter das Magazin geschlichen. Und nicht etwa der Diebstahl war es, der ihn quälte, nein. Daran hatte er anfangs überhaupt nicht gedacht. Aber Horpyna war's; die war gleichsam ein ganz anderes Weib geworden. Die herzlichen, liebevollen Gespräche hatten aufgehört — manchmal sprach sie jetzt kaum ein Wort zu ihm den ganzen Tag hindurch — sie geht immer traurig, tieftraurig herum. Petro ging weiterfort in den Dienst, sein Weib

sah er nur abends. — Das nützte nichts. Sie ist immer schweigsam. Zuerst kam Petro jede Nacht, dann nur noch einmal, zweimal die Woche. Denn er weiß, daß ihn zu Hause niemand begrüßt, anredet, daß es ihm noch schwerer wird ums Herz zu Hause. Er macht der Frau keine Vorwürfe; auch ihn quälte bereits seine Tat. Am Tage, während der ununterbrochenen Arbeit, da fiel es noch nicht so schwer — da konnte man vergessen; aber die Nächte hindurch, wo er entweder zu Hause oder beim Herrn weilte, diese düsteren Nächte hindurch konnte er keine Ruhe finden. Denn sein Glück war verschwunden, für immer vielleicht verschwunden. Und doch war es einst da gewesen, dieses Glück, selbst damals, da sie der Hunger plagte. Und nun war es ganz verschwunden. Nur in der Brust brennt's, brennt's so sehr. Selbst eine Strafe würde nicht so treffen. Wenn sie wenigstens schelten wollte, Vorwürfe machen, allein sie schweigt und spricht nichts und trocknet ein wie eine Pflanze.

Das war Sonntag abends. Petro saß zu Hause hinter dem Tisch, und auf dem Fußboden wiegte Horpyna das Kind. Die Ampel brannte, und bei ihrem Licht sah die Frau noch matter aus als am Tag. Das Gesicht war verhärmt, die Augen eingefallen und wenn sie sie von der Wiege erhob, flammte in ihnen irgendeine Qual auf. Das Leid preßte Petro das Herz zusammen. Er stand auf, trat näher und setzte sich zu ihr hin.

„Horpyna!“

Schweigend erhob sie die traurigen Augen zu ihm.

„Horpyna, wie lange werden wir uns so abquälen? ...“

Seine Stimme überschlug sich: wie mit Zangen drückte es ihm die Kehle zu. Und sie schwieg noch immer. Petro beherrschte sich kaum und meinte:

„Wir gehen beide zu Grunde ... Die Seele ist schon ganz erstorben ... Sag' Du mir, was Du im Sinne hast, sag' es mir, denn wie lange sollen wir noch so leben?“

Wieder sah sie zu ihm aus ihren eingefallenen Augen auf, dann senkte sie stumm den Blick. Und Petro schien es, daß ihm dieser Blick bis ins Herz hinein drang und es wie mit einem Messer entzweischneidet.

„Was auch kann ich Dir sagen?“ fing sie leise an, „Du weißt es ja selbst ... Ich sagte — tu's nicht ... Doch ich hatte ja die Macht nicht ... Ich liebte Dich und Du bist ein Dieb geworden ...“

„Meinetwegen,“ sagte Petro, „aber Du weißt ja, daß ich es nicht getan habe, um ... Du weißt ja, daß es sein mußte ...“

„Ich weiß,“ erwiderte leise Horpyna. „Alles das weiß ich ... Was soll ich aber tun, wenn ich nicht kann ..., wenn es nicht in meiner Macht liegt, mich daran zu gewöhnen. Lieber wär' ich Hungers gestorben, als daß das hätte geschehen sollen.“

Sie beugte sich immer tiefer zur Wiege hinab.

„Was für ein Leben soll das jetzt werden? ... Kein Leben, eine Qual ... Habe ich das gewünscht, erhofft?“

Und sie schluchzte bitter auf, indem sie sich über die Wiege warf und mit dem Kopf gegen deren Kanten schlug. Das erschreckte Kind war wach geworden und weinte auch. Aber Horpyna hörte es gleichsam nicht. Lange hatte sie ihre Qual verborgen und nun brach diese Qual in einem Tränenstrom hervor. Nur daß diese Tränen nichts nützten, daß sie das Leid aus der Seele nicht wegschwemmten.

V.

Petro wurde von einer noch größeren Trauer erfaßt. In der letzten Woche grämte er sich so ab, daß er nicht mehr zu erkennen war. In Petro's Haupt jagte ein Gedanke den anderen — und es waren dies immer düstere, störrische Gedanken. Und eines Nachts fuhr es ihm durch den Sinn: Eingestehen? Dann sperren sie einen ein ... Zusammen mit Dieben, Mördern ... Und er, ist er denn kein Dieb? Nu, mögen sie mich in Fesseln schlagen, fortführen ... Und der Sohn? Und Horpyna? Was wird aus dem Sohn dann?

Was denn! Ist es jetzt vielleicht besser? Jetzt ist mein Weib — nicht mein Weib — und mein Sohn gleichsam nicht mein Sohn ... Ärger wird's nicht, und Horpyna wird's vielleicht leichter sein, wenn sie mich nicht sehen wird.

Und je mehr er darüber nachdachte, je mehr Lust bekam er zu erzählen, hinauszuschreien: „Das bin ich!...“

Der Kopf wurde ihm schwindlig. Wie ein Besessener ging er herum und seine eingefallenen Augen leuchteten zuweilen so schrecklich auf, daß sich Horpyna manchmal vor ihm fürchtete.

Da kam die Zeit, da er einen Entschluss faßte. Das war an einem Sonntag. Seine Dienstzeit beim Herrn war aus und er lebte jetzt zu Hause. Er stand früh auf und machte sich schweigend in der Wirtschaft zu schaffen.

„Soll ich ihr alles sagen?“ überlegte er. „Nein, das wäre schrecklich. Wenn es bereits geschehen ist, soll sie's erfahren.“

Und er schlenderte draussen herum und betrat nicht die Stube, denn es fiel ihm schwer, seine Frau anzusehen. So schleppte er sich bis Mittag herum. Nachmittags kleidete er sich an, sah zu Horpyna hin und überlegte wieder: Sagen? Sie war schweigend neben dem Ofen beschäftigt und schaute sich nach ihm nicht um. Da wandte er sich um, bekreuzte sich und ging aus der Stube hinaus.

Horpyna wunderte sich, daß Petro beim Fortgehen betete. Doch sie hielt ihn nicht zurück; es fiel ihr schwer, mit ihm zu sprechen. Auch jetzt noch liebte sie ihn, und eben deswegen war es ihr umso schwerer ums Herz, wenn sie sich erinnerte, daß ihr Mann ein Dieb ist.

Petro ging aufs Gemeindeamt. Die Leute hielten ihn an, und er bemerkte sie gar nicht -- so sehr war er in Gedanken versunken. Und

er war aufsergewöhnlich ruhig. Eine ähnliche Ruhe hatte sich jetzt seiner bemächtigt wie damals, da er ausgegangen war, um zu stehen.

Als er aber die vor dem Gemeindeamt versammelte Gemeinde gewahr wurde, drohte das Herz, ihm die Brust zu sprengen. Wie soll er's nur im Angesicht der Gemeinde erzählen? Vielleicht abwarten, bis sie auseinander gegangen und es dann dem Vorsteher allein sagen?

Indessen war er der Gemeinde ganz nahe gekommen. Er selber wußte sich nicht mehr zu erinnern, wie er sich durch all die Leute zum Podium hindurchgedrängt hatte. Auf dem Podium stand der Schreiber und verlas irgend etwas. Petro wartete. Die Stimme des Schreibers widerhallte ihm in den Ohren, doch die Worte zu unterscheiden vermochte er nicht. Er gab sich übrigens keine Mühe, ihm zuzuhören. Sein Kopf brannte.

Was war das? Die Gemeinde brummte — der Schreiber war mit dem Verlesen zu Ende. Nun war es an der Zeit.

Er nahm die Mütze ab und begann:

„Ihr guten Leute!...“

Die Gemeinde wurde ein wenig stiller.

„Petro sagt etwas, hört zu!“

„Was will er denn?“

„So hört doch an, was der Mann sagt!“

Petro benahm es den Mut, er atmete kaum. Ach! wie das die Brust bedrückte...

„Ihr guten Leute! Verzeiht mir, denn ich bin ein Dieb! Aus dem Magazin habe ich gestohlen...“

Nachdem er das gesprochen, warf er sich der Gemeinde zu Füßen . . .

Die Gemeinde begriff kaum, warum Petro sich einen Dieb nannte, denn keinem kam es in den Sinn, daß man aus dem Magazin gestohlen hätte. Der Schreiber hatte befohlen, Petro sofort zu arretieren. Doch liefs es die Gemeinde nicht zu! — „Die Habe ist unser, also auch das Gericht!“ — schrienen die Leute. Aber die Gemeinde tat Petro nichts. Er selber hatte von seinem Verdienst das Geld erspart, um drei volle Säcke Getreide zu kaufen und die brachte er ins Magazin. Und da wurde er auch gleichsam von neuem geboren. Die Gemeinde fühlte es, nicht mit dem Verstand, aber mit dem Herzen, was Petro zu einer solchen Tat getrieben, und niemand mehr erwähnte das. Petro selbst beruhigte sich langsam. Und Horpyna wurde wieder seine Horpyna, dieselbe, die sie früher gewesen . . . Und sie fingen wieder an zu leben, zu leben . . .



ZWISCHEN FELS UND MEER.

Ein Aquarell von Michajlo Kocjubynskyj.

Von dem einzigen Kaffeehaus des tartarischen Dorfes aus war sowohl das Meer wie der graue Küstensand zu schauen. Zu den offenen Fenstern und Türen herein drang in die auf Säulen ruhende lange Veranda das lichte Meeresblau, um sich dann als blauer Himmel weiter zu dehnen, ins Unendliche. Selbst die schwüle Luft des Sommertages war von einer sanften Bläue, und in diese versanken und zerflossen die Umrissse des fernen Küstengebirges.

Vom Meere her wehte ein Wind. Die salzige Frische lockte Gäste herbei, die, nachdem sie ihren Kaffee bestellt, sich teils an die Fenster herandrängten, teils auf der Veranda Platz nahmen. Selbst der Cafétier, der krummbeinige Mehmet, der eifrig seinen Gästen die Wünsche ablauschte, rief jetzt seinem jüngeren Bruder zu: „Dschepar, on kawe . . . bir kawe!“ *) Er selber beugte sich zu Tür hinaus, um die feuchte Kühle einzuatmen und für eine Weile die runde Tartarenmütze vom rasierten Haupt herunterzunehmen.

*) Ein Kaffee . . . zwei Kaffee . . .

Während der von der Stickluft gerötete Dschepar die Glut anfachte und das Pfännchen hin- und herschüttelte, damit ein guter Kajmak*) entstehe, vergaffte sich Mehmet ins Meer.

„Ein Sturm kommt!“ sagte er, ohne sich umzuwenden. „Der Wind wird heftiger. Auf dem Boote dort raffen sie die Segel.“

Die Tartaren wandten den Kopf dem Meere zu.

In der Tat wurden auf der großen schwarzen Barkasse, die, wie es schien, dem Ufer zusteuerte, die Segel gerafft. Der Wind blähte sie und sie entschlüpften den Händen wie große weiße Vögel; das große Boot kippte um und kam mit der einen Seite auf einer blauen Woge zu liegen.

„Es steuert auf uns los!“ sagte Dschepar. „Ich erkenne sogar das Boot. Darin bringt der Grieche das Salz.“

Auch Mehmet erkannte das Boot des Griechen. Für ihn war das sehr wichtig, denn außer dem Kaffeehause hatte er noch einen Kramladen inne, gleichfalls den einzigen im ganzen Dorfe und war überdies Fleischhauer. Das Salz benötigte er also.

Als die Barkasse näher kam, verließ Mehmet das Kaffeehaus und begab sich ans Ufer. Die Gäste beeilten sich, ihre Tassen zu leeren, und folgten Mehmet. Sie durchquerten die runde, schmale Gasse, liefen an der Moschee vorüber und gingen den steinigen Fußsteig zum Meer herunter. Das blaue Meer ging

*) Der Schaum auf dem Kaffee.

hoch und schäumte am Ufer. Die Barkasse schaukelte hin und her auf ein und derselben Stelle, plätscherte wie ein Fisch und war nicht imstande, ans Ufer zu stoßen. Der graubärtige Grieche und dessen junger, schlanker und langbeiniger Knecht Danhalak konzentrierten alle ihre Kräfte auf die Ruder, doch gelang es ihnen nicht, das Boot nach dem Küstensande hinzulenken. Da senkte der Grieche den Anker ins Meer, Danhalak aber begann sich rasch zu entkleiden und streifte die gelben Beinkleider bis über die Knie herauf. Die Tartaren sprachen mit dem Griechen vom Ufer aus. Eine blaue Welle spritzte zu ihren Füßen hin, gleichsam Milch, breitete sich zerstiebend über den Sand aus und rieselte ins Meer zurück.

„Bist Du endlich fertig, Ali?“ schrie der Grieche Danhalak an. Statt zu antworten, hing Ali die Beine über den Rand des Bootes herüber und sprang ins Wasser. Mit einer geschickten Bewegung fing er vom Griechen einen Sack Salz auf, warf ihn über die Schulter und eilte ans Ufer. Seine schlanke Gestalt in dem engen gelben Beinkleid und der blauen Jacke, sein von Seewinden gebräuntes Antlitz und das rote Tuch auf seinem Haupte hoben sich prächtig vom blauen Meeresspiegel ab. Ali schmiß seine Kleider auf den Sand, die nasen, rosigen Waden in den leichten, wie geschlagenes Eiweiß weißen Schaum tauchend und sie nachher in den klaren, blauen Wellen abspülend. Beim Griechen angelangt, mußte er den Augenblick abwarten, da das Boot in die gleiche Lage mit seiner Schulter kommen

würde, damit er behende den schweren Sack auffangen konnte. Das Boot schaukelte auf den Wellen, am Anker zerrend wie ein Hund an der Kette, und Ali lief immer wieder vom Boot ans Ufer und zurück. Eine Welle holte ihn ein und warf ihm unter die Füße einen Ball weissen Gischts.

Verpafste Ali zuweilen den günstigen Augenblick, dann klammerte er sich an die Seite der Barkasse und schnellte mit dieser in die Höhe, gleichsam ein an einer Schiffswand klebender gebliebener Hummer.

Die Tartaren versammelten sich an der Küste. Und auch im Dorfe erschienen auf den flachen Dächern der Häuser, trotz der grossen Hitze, die Tartarinnen, gruppenweise, Blumenbeeten ähnlich, um zuzusehen.

Und das Meer ward nach und nach unruhiger. Von den vereinzelt an Küstenfelsen sich zum Fluge erhebend, stiessen die Möven wehklagend mit der Brust gegen die Fluten. Das Meer ward düster, veränderte sich. Die kleinen Wellen flossen ineinander und wälzten sich, gleichsam Blöcke grünlichen Glases, ans Ufer heran, ergossen sich über den Sand und zerstoben im weissen Gischt. Unter dem Boote kochte, brauste und sauste es. Und das Boot ging hoch und tief, als schwämme es irgendwohin auf weifsmähnigen Ungeheuern. Der Grieche wandte sich des öfteren um und sah angsterfüllt auf das Meer hinaus. Und Ali, ganz mit Schaum bespritzt, lief rascher vom Boot ans Ufer. Das Wasser an der Küste trübte sich und wurde gelb. Mit dem Sand holte die Flut auch Steine vom Meeresgrund herauf

und als sie zurücktrat, schleifte sie sie am Grunde mit einem Geroll, das vom Zähneklapper und Gebrüll irgend eines Ungetüms tief unten herzurühren schien. Nach kaum einer halben Stunde wühlte die Flut unter dem Gestein, überschwemmte den Küstenweg und machte sich über die Salzsäcke her. Die Tartaren mußten zurückweichen, damit ihre Sandalen nicht nafs würden.

„Mehmet! Nurla! Hilfe, Leute, das Salz wird nafs! Ali, so komm doch her!“ kreischte der Grieche.

Die Tartaren machten sich ans Werk, und während der Grieche mit seinem Boote auf den Fluten tanzte und ratlos auf das Meer hinaussah, war das Salz geborgen.

Das Meer ging indessen höher. Das eintönige rhythmische Brausen der Wellen ging in lautes Brüllen über. Anfangs dumpf, wie schwer atmend, dann wuchtig und abgerissen, wie ferner Geschützdonner. Wolken, grauen Schleiern gleich, verhüllten den Himmel. Und das bewegte Meer, nun trübe und düster, schlug ans Ufer und bedeckte die Felsen, von denen dann Ströme Wassers herabflossen, trübe und mit Gischt untermengt.

„He, he! Der Sturm kommt!“ schrie Mehmet dem Griechen zu. „Zieh das Boot ans Ufer!“

„Ha! Was sagst Du?“ kreischte der Grieche, alle Kraft aufwendend, um das Getöse der Flut zu überschreien.

„Das Boot ans Ufer!“ brüllte Nurla aus Leibeskräften. Beunruhigt blickte der Grieche

um sich und begann unter dem Gebrüll und Getöse der Fluten die Kette loszumachen und die Taue anzubinden. Ali machte sich flink an der Kette zu schaffen. Die Tartaren legten die Sandalen ab, streiften das Beinkleid herauf und halfen mit. Endlich lichtete der Grieche den Anker, und von einer schmutzigen Woge erfaßt, welche die Tartaren von Kopt bis Fufs abwusch, stiefs die schwarze Barkasse ans Ufer. Das Häuflein der gebückten und durchnäßten Tartaren zog nun unter Lärmen die schwarze Barkasse aus dem Meere, gleichsam irgend ein Meeresungetüm oder einen riesenhaften Delphin.

Und die auf dem Sande liegende Barkasse wurde an Pfählen befestigt. Nachdem die Tartaren sich abgeschüttelt, wogen sie mit dem Griechen das Salz ab. Ali half mit, wenn er auch zuweilen, während sein Herr mit den Käufern schwatzte, verstohlen nach dem fremden Dorfe ausspähte. Die Sonne stand bereits hoch über den Bergen. Am nackten grauen Felsenvorsprung klebten die tartarischen Hütten, aus wildem Gestein und mit flachen irdenen Dächern, eine über der anderen, wie Kartenhäuschen. Ohne Zäune, ohne Tore, ohne Gassen. Steile Steige schlängelten sich den steinigen Hang entlang, entschwanden auf den Dächern, um irgendwo tiefer zum Vorschein zu kommen, hart vor einer gemauerten Treppe. Alles düster und nackt. Nur auf einem der Dächer wuchs wunderbarerweise ein zartes Maulbeerbäumchen; von unten aber angesehen, schien es seine dunkle Krone am blauen Himmelsgewölbe auszubreiten.

Hinter dem Dorfe hingegen, in ferner Perspektive, erschloß sich eine märchenhafte Welt. In tiefe, von Weingärten grünende Täler voll tiefblauer Nebel ragten Haufen Steine hinein von der Röte der Abendsonne oder des dichten Waldes Bläue. Kahle Bergkuppeln, Riesenzelten gleich, breiteten schwarze Schatten um sich her, und wie Spitzen gefrorener Wolken waren die fernen tiefblauen Gipfel anzusehen. Zuweilen entsandte durch die Wolken hindurch die Sonne schiefe Schwaden goldener Fäden in den Talnebel — und diese durchschnitten dann die rosafarbenen Felsen, die blauen Wälder, die schwarzen schweren Gezelle und entzündeten Feuer auf den scharfen Bergspitzen.

Diesem märchenhaften Panorama gegenüber nahm sich das tartarische Dorf wie ein Klumpen wilden Gesteins aus, und nur die Reihe der von der „Tschischme“*) heimkehrenden schlanken Mädchen mit den hohen Krügen auf den Schultern belebte die steinige Einöde.

Am äußersten Ende des Dorfes, mitten durch die tiefe Ebene und unter Wallnusbäumen floß ein Bächlein. Von der Meeresflut aufgehalten, ergoß sich dessen Wasser unter den Bäumen, ihr Grün wieder Spiegelnd wie auch die farbigen Kaftane der Tartarinnen und die nackten Leiber der Kinderschar.

„Ali!“ donnerte der Grieche. — „Hilf das Salz ausschütten!“

*) Brunnen.

Mitten im Getöse des Meeres konnte Ali kaum die Laute auffangen.

Über dem Ufer schwebte eine salzige Wolke. Das trübe Meer tobte. Keine Wellen, Wogen erhoben sich jetzt auf dem Meere, hoch, zornig, mit weissen Kämmen, von denen unter Gebrüll lange Gischtmassen sich losrissen und in die Lüfte schnellten. Unaufhaltsam gingen die Wogen, die zurücktretenden Wellen mit sich reissend, rasten sie über sie hinweg und schleuderten ans Ufer feinen grauen Sand. Alles war nafs, überschwemmt, und in den Ufervertiefungen blieb Wasser zurück.

Plötzlich vernahmen die Tartaren ein Krachen und hatten auch schon die Sandalen voll Wasser. Eine mächtige Woge hatte nämlich das Boot ergriffen und es an einen Pfahl geschleudert. Zum Boote herbeigeeilt, keuchte der Grieche hervor: das Boot hatte einen Leck. Er schrie vor Weh, fluchte sich selber, weinte — doch ging sein Lamento im Toben des Meeres unter. Und nun mußte das Boot herausgezogen und von neuem angebunden werden. Der Grieche war derart niedergeschlagen, dafs, trotzdem die Nacht hereingebrochen war und Mehmet ihn ins Kaffeehaus rief, er dennoch nicht ins Dorf ging, sondern am Ufer zurückblieb. Gespenstern gleich irrte er mit Ali umher mitten im Wasserstaub, unter zornigem Getöse und im starken Meergeruch, der ihnen durch Mark und Knochen drang. Der Mond war schon längst aufgegangen und huschte von Wolke zu Wolke; und in seinem Scheine schimmerte der Küstenstreifen vom weissen Schaum, wie mit dem ersten flaumigen Schnee

bedeckt. Endlich überredete Ali, von den Lichtern aus dem Dorfe her angezogen, den Griechen, sich ins Kaffeehaus zu begeben.

Nach den Krimdörfern pflegte der Grieche einmal des Jahres Salz zu führen, das er für gewöhnlich borgte. Um keine Zeit zu verlieren, liefs er Ali tags darauf das Boot seebereit halten, er selber machte sich auf den Gebirgsweg, die Schulden in den Dörfern einzutreiben. Der Küstensteig war überschwemmt und das Dorf von der Meeresseite her von der Welt abgeschnitten.

Schon gegen Mittag begann die Flut zurückzutreten und Ali machte sich an die Arbeit. Das rote Tuch auf Danhalaks Haupte flatterte im Winde und er machte sich am Boote zu schaffen und summte dabei ein Lied, eintönig wie des Meeres Flut. Als guter Moslim breitete er zur rechten Zeit das rote Tuch auf dem Sande aus und sank darauf in die Knie in gottgefälliger Ruhe. Abends machte er Feuer am Meere und kochte sich Pilav aus dem durchweichten Reis, der in der Barkasse noch zurückgeblieben war, er traf sogar Anstalten, beim Boote zu übernachten, als ihn gerade Mehmet ins Kaffeehaus rief. Nur einmal des Jahres, wenn die Traubenaufkäufer gefahren kamen, fiel es schwer, sich darin ein Plätzchen zu erobern, heute war es frei, ja geräumig.

Im Kaffeehaus war es still. Dschepar schlummerte hinter dem mit schimmerndem Geschirr behangenen Ofen, und im Ofen schlummerte glimmend das Feuer. Weckte Mehmet den Bruder mit dem Wort: „Kawe!“, dann schrak

Dschepar zusammen, fuhr auf und griff nach dem Balg, das Feuer anzufachen. Das Feuer im Ofen fletschte die Zähne, sprühte Funken, und in seinem Widerschein leuchtete das kupferne Geschirr, in der Stube aber verbreitete der frische Kaffee einen duftigen Dunst. Unter der Decke summten die Fliegen. Hinter den Tischen, auf breiten, mit Seidenstoff umsäumten Teppichen saßen die Tartaren; hier wurde gewürfelt, dort wieder Karten gespielt, und überall standen kleine Schalen schwarzen Kaffees. Das Kaffeehaus bildete den Mittelpunkt des Dorfes. Darin verkehrten lauter bedeutende Gäste: der alte strenge Mulla Assan in der Tschalma und dem auf seinem knöchernen, steif gewordenen Körper sackartig sitzenden feinen Kaftan. Er war blind und wie ein Esel starrköpfig und wurde eben deswegen von allen geachtet. Auch Nurla, der Effendi, war hier, ein Held, weil er eine rote Kuh hatte, einen Korbwagen und ein Paar Büffelochsen; außerdem war da der wohlhabende „Jusbasch“, im ganzen Dorf der einzige Besitzer eines Pferdes. Alle waren sie verwandt, wie überhaupt die ganze Bevölkerung dieses einzigen abseits gelegenen Dorfes, wenn auch dieser Umstand sie keineswegs hinderte, sich in zwei feindliche Lager zu teilen. Die Ursache dieser Feindseligkeit barg das kleine Bächlein, welches, einem Felsen entsprungen, gerade durch die Mitte des Dorfes floss, zwischen den tartarischen Gärten. Denn nur dieses belebte alles, was auf dem Steingrund wuchs. Wenn die eine Hälfte des Dorfes das Wasser ihren Gärten zuführte, schnitt es einem ins Herz,

zuzusehen, wie in der anderen Sonne und Stein die Zwiebeln zum Welken brachten. Die zwei reichsten und angesehensten Personen des Dorfes hatten ihre Gärten an verschiedenen Seiten des Bächleins liegen — Nurla an der rechten, der Jusbasch an der linken. Und sobald der letztere das Wasser seinem Grundstück zuführte, verdämmte Nurla das Bächlein höher und leitete dessen Wasser nach seinem Winkelchen ab. Das erboste Alle am linken Ufer, und ihrer verwandtschaftlichen Beziehungen ganz vergessend, verfochten sie die Lebensberechtigung ihrer Zwiebeln und hieben einer dem anderen den Schädel ein. Nurla und der Jusbasch standen an der Spitze der feindseligen Parteien, obgleich die des Jusbasch die mächtigere war, weil sie den Mulla Assan auf ihrer Seite hatte. Diese Feindseligkeit trat auch im Kaffeehaus zutage: sobald Nurlas Anhänger würfelten, warfen ihnen die des Jusbasch Blicke voller Verachtung zu und nahmen die Karten hervor. In einem stimmten die Feinde überein: sie alle tranken Kaffee. Mehmet, der keinen Garten hatte, und als Kaufmann über jegliche Parteizwistigkeiten erhaben war, hinkte immerzu auf seinen krummen Beinen von Nurla zum Jusbasch, beschwichtigend und Frieden stiftend. Sein glattes Gesicht und sein rasiertes Haupt glänzten wie bei einem geschundenen Widder, und in seinen schlauen, stets geröteten Augen flackerte ein unruhiges Feuer. Er war ewig bekümmert, dachte ewig über etwas nach, überlegte, rechnete und lief ein ums anderemal in den Kramladen, in den Keller, dann wieder zu den Gä-

sten. Zuweilen entfernte er sich aus dem Kaffeehaus, reckte den Kopf in die Höhe, zum flachen Dach hinauf, und rief:

„Fatme!“ . . .

Und von den Wänden seines Hauses, das sich über dem Kaffeehaus erhob, löste sich dann, gleichsam ein vermummter Schatten, ein Weib los und schritt schweigsam dahin über das Dach, dessen äußerstem Rande zu.

Er warf ihr leere Säcke hinauf oder befahl etwas mit scharfer, kreischender Stimme, kurz und gebieterisch, wie ein Herr seiner Magd — und der Schatten verschwand ebenso unbemerkt, wie er erschienen war.

Ali hat sie einmal bemerkt. Vor dem Kaffeehaus stand er und sah zu, wie die gelben Pantoffeln leise auf den steinernen Stufen auftraten, welche in Mehrets Haus führten und wie das hellgrüne „Feredsché“ in Falten an der schlanken Figur herabfiel, vom Kopf bis zu den roten Pluderhosen. Leise stieg sie herab und langsam, einen leeren Krug in der einen Hand, mit der anderen das Feredsché derart zusammenhaltend, daß der Fremdling nur die großen, länglichen schwarzen, wie bei einem Gebirgsreh beredten Augen zu gewahren vermochte. Die Blicke auf Ali geheftet, senkte sie dann die Lider und schritt weiter, leise und schweigsam wie eine ägyptische Priesterin.

Ali schien es, daß diese Augen in sein Herz versanken und er sie mit sich forttrug.

Am Meer, beim Boote beschäftigt und träumerische Lieder summend, sah er nur diese Augen. Allüberall sah er sie: in den wie Glas

durchsichtigen und wie Glas klingenden Wellen und auch auf dem erhitzten, in der Sonne schimmernden Gestein. Selbst aus der Tasse schwarzen Kaffees blickten sie ihm entgegen. Er spähte häufiger nach dem Dorfe aus und sah häufig über dem Kaffeehaus, unter dem einzigen Baum die verschwommenen Umrisse einer Frau, die dem Meere zugewendet, seine Augen zu suchen schien.

Die Leute im Dorfe gewöhnten sich gar bald an Ali. Wie unwillkürlich lüfteten die von der Tschischme kommenden Mädchen die Schleier, sobald sie dem hübschen Türken begegneten, und errötend, beschleunigten sie dann unter Geflüster ihre Schritte. Der männlichen Jugend hinwieder gefiel sein fröhliches Wesen. An schweigsamen, düfteschweren Sommerabenden, wenn die Sterne über der Erde schwebten und über dem Meere der Mond, zog Ali seine aus Smyrna mitgebrachte Surne hervor, machte sich vor dem Kaffeehaus bequem oder auch anderswo und unterhielt sich mit seiner Heimat in wehmütigen, herzergreifenden Tönen. Die Surne lockte die Jugend herbei, für gewöhnlich die männliche. Diese verstand das Lied des Ostens, und bald begann in dem mit bläulichem Licht durchwobenen Schatten der steinernen Ansiedlungen die Unterhaltung; die Surne gab immer eine und dieselbe Stimme von sich — eintönig, verschwommen und ohne Ende, wie das Lied der Grille. Eine eigentümliche Schwäche überkam Einen da, bis tief ins Herz hinein. Und die trunkenen Tartaren sangen im Takte mit:

— O-la-la ... o-na-na ...

Von der einen Seite schlummerte die geheimnistiefe Welt der schwarzen Riesenberge, unten von der anderen ruhte das Meer, heiter und wie ein Kind im Traume atmend, und erbehte unter den Mondesstrahlen in goldigen Streifen...

— O-la-la... o-na-na...

Jene, die von ihren steinernen Nestern herabschauten, erblickten manchmal eine ausgestreckte Hand im Mondenschein, oder im Tanze wogende Schultern und vernahmen das eintönige, gleichsam die Surne begleitende:

— O-la-la... o-na-na...

Auch Fatme lauschte.

Sie stammte aus den Bergen. Aus einem fernen Gebirgsdorf, wo andere Menschen lebten, wo ihre Bräuche herrschten, wo sie Freundinnen zurückließ. Dort gab es kein Meer. Da kam der Fleischer, bezahlte dem Vater mehr als ihre Männer zahlen konnten und führte sie fort, in seine Heimat. Widerwärtig war er, unliebsam und fremd, wie alle es hier waren, wie es dieses Land war. Hier gibt es keine Familie, keine Freundinnen und keine Menschen, die einem gut wären. Hier ist das Ende der Welt, ja nicht einmal Wege führen von hier...

— O-la-la... o-na-na...

Ja, nicht einmal Wege. Denn wenn das Meer erzürnt, schwemmt es den einzigen Küstenpfad fort... Hier ist nur das Meer, überall das Meer. Fröhlich blendet seine Bläue die Augen, tagsüber wogen die grünen Fluten, und nachts atmet es schwer, wie ein kranker Mensch... Bei schöner Witterung stört es die

Ruhe, im Unwetter speit es ans Ufer und schlägt um sich und tobt wie ein wildes Tier und raubt den Schlaf... Und sein Übel erregender scharfer Geruch dringt sogar bis in die Stube ein... Vor ihm gibt's kein Entrinnen, kein Verstecken... Es ist überall, es glotzt sie an... Zuweilen peinigt es: Es versteckt sich unter seiner Wolke, weiß wie der Schnee auf den Bergen; nun scheint es entschwunden, doch unter der Wolke schlägt es weiter fort um sich, atmet, stöhnt... So wie jetzt gerade, o!...

... Bu-uch!... bu-uch!... bu-uch!...

— O-la-la... o-na-na...

... Es schlägt um sich unter der Wolke, wie ein Kind in den Windeln, die es dann von sich wirft... Und lange zerfetzte Wolkenlappen erheben sich in die Lüfte, klammern sich an die Moschee, verhüllen das Dorf, dringen ins Haus ein, legen sich ums Herz — und nicht einmal die Sonne ist zu schauen... So wie jetzt... wie jetzt...

— O-la-la... o-na-na...

... Jetzt geht sie oft auf das Dach des Kaffeehauses, und an den Baum gelehnt, schaut sie aufs Meer hinaus... Nein, nicht das Meer sucht sie, nach dem Fremdling mit dem roten Tuch auf dem Haupt späht sie aus, als wenn sie hoffte seine Augen zu erblicken — jene großen, schwarzen, heißen Augen, von denen sie träumt... Und dorten auf dem Lande, am Meere, blüht jetzt ihre Lieblingsblume — der Gebirgsaflor...

— O-la-la... o-na-na...

Über der Erde schweben die Sterne und der Mond über dem Meere...

„Kommst Du von ferne her?“

Ali schrak zusammen. Die Stimme kam von oben, vom Dach her, und Ali rifs die Augen auf.

Fatme stand unter dem Baum, und dessen Schatten fiel auf Ali. Dieser errötete und stotterte:

„A—aus... Smyrna... weit von hier...“

„Ich bin von den Bergen.“

Schweigen.

Wie eine Meereswelle schofs ihm das Blut nach dem Kopfe und in seine Augen verbohrt sich die Tartarin und hielt ihn mit den ihren festgebannt.

„Was hast Du Dich herverirrt? Bist Du hier traurig?“

„Ich bin arm... hab' kein Sternlein am Himmel, kein Gräslein auf der Erde... ich arbeite als Tagelöhner...“

„Ich habe Dich spielen gehört...“

Schweigen.

„Fröhlich... Bei uns in den Bergen ist es auch fröhlich... Die Männer, die Mädchen sind fröhlich... Bei uns gibt es kein Meer... Und bei Euch?“

„In der Nähe nicht?“

„Juchter!“ *)

„Du hörst also nicht in der Stube, wie es atmet?“

„Nein. Anstatt des Meeres gibt es Land

*) Gibt's nicht.

bei uns ... Der Wind bringt heißen Sand hergeweht, und Berge wachsen, gleichsam Kamelhöcker ... Bei uns ...“

„Tss!...“

Wie unwillkürlich schob sie hinter dem Feredsché das weiße wohlgepflegte Gesicht hervor und drückte einen nagelgefärbten Finger auf die vollen rosigen Lippen.

Ringsumher war es menschenleer. Gleichsam ein zweiter Himmel, sah ihnen das blaue Meer zu, und nur an der Moschee huschte irgendeine Frauengestalt vorüber.

„Fürchtest Du Dich nicht, Chajnym,*) mit mir zu sprechen? Was wird Mehmet tun, wenn er uns bemerkt?“

„Was er wollen wird.“

„Ermorden wird er uns, sobald er uns bemerkt.“

„Wie es ihm beliebt wird.“

* * *

Die Sonne war schon unsichtbar, obgleich manche Gipfel des Jayla noch gerötet waren. Düster sahen die dunkeln Felsen aus, und das Meer unten lag unter des Traumes grauer Hülle. Nurla stieg den Jayla hinab und ging festen Schrittes hinter seinen Büffelochsen her. Er hatte Eile. So dringend hatte er es, daß er nicht einmal bemerkte, wie ein Bündel frischen Grases vom Korb auf den Rücken der Ochsen hinterrutschte und unterwegs auseinanderfiel, als der hohe Wagen, an einen Stein geratend, in die Höhe fuhr. Die moosigen

*) Frau.

Höcker und unförmigen Köpfe bewegend, wandten sich die schwarzen, untersetzten Ochsen ihrem Gehöfte zu, als Nurla sich ermannte und sie auf die andere Seite hinüberzerzte, um erst vor dem Kaffeehaus halt zu machen. Er wußte es, daß Mehmet darinnen übernachtete, und rüttelte an der Tür.

„Mehmet! Mehmet! Kei munda!“*

Verschlafen sprang Mehmet auf die Beine und rieb sich die Augen.

„Mehmet! Wo ist Ali!“ fragte Nurla.

„Ali... Ali... Da irgendwo...“ Und seine Blicke glitten über die leeren Bänke ringsherum.

„Wo ist Fatme?“

„Fatme?... Fatme schläft.“

„Über alle Berge sind sie.“

Mehmet stierte Nurla an, durchschritt dann ruhig das Kaffeehaus und sah hinaus. Auf dem Wege standen die Büffelochsen mit Gras überschüttet, und auf dem Meeresspiegel spielten die ersten Sonnenstrahlen.

Mehmet wandte sich zu Nurla.

„Was willst Du?“

„Wahnsinniger Du... Ich sage Dir, daß Dein Weib mit Danhalak durchgegangen ist. Ich sah sie im Gebirg, als ich vom Jayla heimkehrte.“

Mehmets Augen waren hervorgequollen. Als er Nurla zu Ende gehört, stiefs er ihn von sich, sprang ins Haus und stieg, auf den krummen Beinen hüpfend, die Treppe hinauf. Nachdem er seine Zimmer durchlaufen,

*), Komm her!

eilte er aufs Dach des Kaffeehauses. Nun war er wirklich wie wahnsinnig.

„Osma-an!“ schrie er auf mit heiserer Stimme, die Hände vors Gesicht geschlagen. — „Sa-ali! Dsche-par-ap! Bekir! Kel munda-a!“ — Nach allen Seiten hin sich wendend, schrie er, wie eine Feuersbrunst signalisierend: — „Usse-in! Musta-fa-a-a!“

Die Tartaren fuhren auf und erschienen auf den flachen Dächern.

Von unten half indessen Nurla mit:

„Ass-an! Mahmu-ut! Sekerij-a-a!“ — donnerte er gleichsam mit fremder Stimme.

Das Entsetzen durchflog das Dorf, erhob sich in die Berge, zu den höchst gelegenen Häusern, liefs sich in die Ebene hinab, eilte von Dach zu Dach und alarmierte die Leute. Überall waren rote Fez' zu sehen, auf den schiefen wie kurzen Fußsteigen. Im Kaffeehaus trafen sie zusammen.

Nurla erklärte, was vorgefallen sei.

Mehmet, überrot und abwesend, sah schweigend auf das Gedränge um sich her mit hervorgequollenen Augen. Endlich eilte er an den Rand des Daches und sprang hinunter, behend und leicht wie eine Katze.

Die Tartaren summten durcheinander. Alle die Verwandten, die noch gestern im Streite um das Wasser sich gegenseitig die Schädel einhieben, vereinigte jetzt das Gefühl der ihnen angetanen Schmach. Nicht allein Mehmet's Ehre war auf dem Spiel, sondern die des ganzen Geschlechts. Irgendein armseliger, hergelaufener Danhalak, ein Knecht und Hergelaufener! Unerhört! Und als Mehmet aus dem

Hause trat mit dem Messer, dessen er sich beim Schafeschlachten bediente, und es gegen die Sonne spielen lassend, hinter den Gürtel steckte, war die Gemeinde wegbereit.

„Vorwärts!“

Nurla schritt voran, hinter ihm her, auf den rechten Fuß hinkend, ging der Fleischer und diesem folgte eine lange Kette empörter und ergrimmtter Verwandter.

Die Sonne war bereits aufgegangen, und das Gestein glühte. Linienartig geordnet, kletterten die Tartaren wie eine Ameisenkette in die Höhe, auf einem ihnen bekannten Fußsteig. Die Vorderen schwiegen, und nur die Hintermänner wechselten ein paar Worte. Nurla geberdete sich wie ein Jagdhund, der bereits das Wild wittert. Der hinkende Mehmet, überrot und verdüstert, trat fester auf. Obwohl es noch früh war, waren die Steinmassen schon erhitzt wie die Wölbung eines Backofens. Seine nackten, hervortretenden, bald wie Riesenzelte runden, bald wie festgebannte Wellen scharfen Seiten deckte die Wolfsmilch mit ihrem fleischigen Blattwerk, und höher, nach dem Meere zu, schlang sich die hellgrüne Gänsedistel zwischen bläulich schimmerndem Gestein. Der schmale Fußsteig, kaum bemerkbar, gleich Spuren wilder Tiere, entschwand zuweilen mitten in der steinigen Einöde oder verbarg sich unter einem Felsenvorsprung. Feucht und kühl war es dorten, und die Tartaren nahmen die Fez' ab, ihren rasierten Kopf zu kühlen. Von da traten sie wieder in die Hitze hinaus, die war glühendheiß und schwül und grau und mit

blendender Sonne übergossen. Den Leib ein wenig vorgebeugt, klommen sie trotzig den Berg hinauf, sich leicht auf ihren gebogenen tartarischen Beinen wiegend, oder aber sie umgingen die schmalen schwarzen Schluchten, die scharfe Felswand mit den Schultern streifend und mit der Sicherheit von Gebirgsmaultieren die Füße an den Rand des Abgrundes setzend. Und je weiter sie gingen, je schwerer es ihnen fiel, die Hindernisse zu überwinden, je stärker die Sonne von oben auf sie herniederbrannte und das Gestein unter ihnen glühte, eine desto grössere Erbitterung spiegelte sich in ihrem Gesicht wieder, desto grösser war ihre Versessenheit, die ihnen die Augen aus dem Kopfe treten machte. Der Duft dieser wilden, unfruchtbaren, nackten Felsen, die des Nachts erstarben und tagsüber wie ein Körper warm waren, umschmeichelte die Seelen der Gekränkten, die ausgingen, ihre Ehre und ihre Rechte zu verteidigen, mit der Unerschütterlichkeit des strengen Jayla. Sie beschleunigten ihre Schritte. Die Flihenden mußten ergriffen werden, noch bevor sie den nachbarlichen Weiler Suaku erreicht, damit sie nicht das Meer zur Flucht benützten. Freilich, sowohl Ali wie Fatme waren hier Fremdlinge, kannten die Flußssteige nicht und konnten sich leicht in deren Labyrinth verfangen, und eben damit rechneten auch die Verfolger. Trotzdem es aber nach Suaka nicht mehr weit war, war nirgends ein Mensch zu sehen. Und schwül wurde es auch, denn hier herauf reicht nicht der Meerwind, an den sie als Küstenbewohner gewöhnt waren. Wenn sie sich in eine

Schlucht herabliefsen oder einen Berg hinaufkletterten, rutschten unter ihren Füfsen kleine Steinchen herab, und das ärgerte die Schweifstriefenden, Ermüdeten, Zornigen: sie fanden nicht, was sie suchten, und inzwischen hatte jeder von ihnen zuhause irgendeine Arbeit vernachlässigt. Die Hintermänner verlangsamten ihre Schritte. Mehmet aber rannte voran mit weitaufgerissenen Augen und sein Kopf glich dem eines wütend gewordenen Ziegenbockes. Er hinkte, bald in die Höhe schnellend, bald wieder sinkend — wie eine Meereswoge. Sie begannen die Hoffnung zu verlieren. Nurla hatte sich verspätet, das stand fest. Trotzdem gingen sie weiter. Ein paarmal erglänzte von oben herab die Küste von Suaku im grauen Sand und entschwand dann wieder. Da gab Sekerija, einer der Vordersten, ein Zeichen zu schweigen und hielt inne. Alle wandten sich nach ihm und er, ohne ein Wort fallen zu lassen, streckte die eine Hand vor sich hin nach dem hohen Steinhorn weisend, das ins Meer hineinragte. Dorten, hinter dem Felsen, erschimmerte für einen Augenblick ein rotes Kopftuch und entschwand. Ihnen allen pochte das Herz, Mehmet aber stöhnte leise auf. Sie blickten einander an — und ein Gedanke durchzuckte sie: Wenn es gelingen würde, Ali aufs Horn hinauszudrängen, wäre er mit blofsen Händen abzufassen. Und Nurla hatte bereits den Plan fertig: Er presste einen Finger auf den Mund und als alle schwiegen, trennte er sie in drei Abteilungen, damit sie das Horn von drei Seiten umzingelten; von der vierten Seite sank der Felsen steil ins Meer hinab.

Wie auf der Jagd warteten alle vorsichtig, nur in Mehmet kochte es vor Ungeduld. Ihn rifs es mächtig nach vorwärts, und mit gierigen Blicken durchbohrte er den Felsen. Da guckte auch schon hinter dem Gestein der Saum eines grünen Feredsché hervor und hinter diesem her, gleichsam aus dem Felsen hervorgeschossen, klomm auch der schlanke Danhalak den Berg hinauf. Fatme schritt voran, einem frühlinggrünen Strauche vergleichbar. Und Ali auf seinen langen, mit gelbem Bein Kleid eng angetanen Beinen, in der blauen Jacke und mit dem roten Turban, nahm sich, groß und schlank wie eine junge Cypresse, riesengroß aus am Firmamente. Und als sie am Gipfel angelangt waren, erhob sich von den Küstenfelsen ein Schwarm von Meervögeln, des Meeresspiegels Bläue mit einem bebenden Flügelnetz verhüllend.

Allem Anscheine nach war Ali irregegangen und zog nun Fatme zu Rate. Voller Angst sahen sie sich auf dem Felsenabhang um, spähten sie nach einem Fußsteig aus. Und in der Ferne glänzte die ruhige Bucht von Suaku.

Plötzlich schrak Fatme zusammen und schrie auf. Das Feredsché war ihr vom Kopfe heruntergeglitten und fiel ins Wasser, und mit Entsetzen stierte sie in ihres Mannes blutunterlaufene Augen, die hinter dem Gestein zu ihr hinaufsahen. Ali wandte sich, in demselben Augenblick aber kletterten sie den Felsen hinauf, mit Händen und Füßen sich am scharfen Gestein festhaltend: Serkerja, Dschepar, Mustafa — alle die, die seinem Spiel gelauscht und Kaffee mit ihm ge-

trunken hatten. Jetzt schwiegen sie nicht mehr; zugleich mit dem heißen Atem entrang sich ihrer Brust eine Flut durcheinander wirbelnder Schreie und verfolgte die Flüchtlinge. Da war kein Entrinnen mehr. Ali stellte sich in gerader Positur auf, mit den Füßen ans Gestein sich feststemmend, liefs die eine Hand auf dem kurzen Messer und wartete. Auf seinem schönen bleichen, aber zugleich stolzen Antlitz malte sich die Kühnheit eines jungen Aars. Hinter ihm, am Felsabhang, wand sich Fatme wie eine Mäwe. Von der einen Seite das verhasste Meer — von der anderen der noch verhasstere, unausstehliche Fleischer. Sie sah seine blöde dareinschauenden Augen, seine bösen bläulichen Lippen, sein kurzes Bein und das scharfe Fleischermesser, womit er die Schafe zu schlachten pflegte. Ihre Seele schwang sich über die Berge hinaus. Das Heimatsdorf. Verbundene Augen. Und bei den Klängen der Musik führt sie der Fleischer übers Meer ein Schäflein zur Schlachtbank. Mit einer verzweifelten Bewegung schlug sie die Hände vor die Augen und kam aus dem Gleichgewicht. Der blaue Kaftan mit den Halbmonden hatte sich vornüber gebeugt und verschwand dann unter dem Gekreis der aufgeschreckten Möwen...

Die Tartaren schrakten zusammen: dieser einfache und unerhoffte Tod lenkte sie von Ali ab. Ali merkte nicht, was hinter ihm geschah. Wie ein Wolf liefs er die Blicke um sich her schweifen und wunderte sich, daß jene noch zögerten. Sollten sie sich etwa fürchten? Vor sich sah er hinterlistige Augen er-

glänzen, sah gerötete, zornsprühende Gesichter, geblähte Nüstern und weißschimmernde Zähne — und diese ganze Flut von Grausamkeit stürmte plötzlich auf ihn herein, wie des Meeres Flut. Ali wehrte sich. Er verwundete Nurla an der Hand und zerkratzte Osman, doch im selben Moment wurde er niedergeworfen, im Fallen aber sah er, wie Mehmet, sein Messer über ihn schwingend, es ihm dann in die Rippen jagte. Mehmet stieß zu, wohin er nur treffen konnte, mit der Verbissenheit eines tödlich Gekränkten und mit der Gleichgiltigkeit eines Schlächters, obwohl Alis Brust sich nicht mehr hob und senkte und Ruhe über seine schönen Gesichtszüge sich lagerte.

Alles war zu Ende, die Ehre des Geschlechtes reingewaschen. Auf dem Boden lag die besudelte Leiche Dauhalaks, neben ihr das zertretene, zerfetzte Feredsché.

Mehmet war berauscht. Auf den krummen Beinen hüpfend, fuchtelte er mit den Händen umher. Seine Bewegungen waren verrückt, zwecklos. Und nachdem er das Gewimmel von Neugierigen um die Leiche herum auseinandergestossen, packte er Ali an den Füßen und schleifte ihn von dannen. Ihm folgten die anderen. Und als sie auf den nämlichen Fußsteigen heimkehrten, bald bergab, bald bergauf, schlug sich das schöne Haupt Alis mit dem Antlitz eines Ganymedes an den kantigen Steinen blutig. Zuweilen schnellte es an unebenen Stellen in die Höhe und dann schien es, als sei Ali mit etwas einverstanden und bestätigte: „Richtig, richtig . . .“

Die Tartaren gingen fluchend hinter ihm her.

Als endlich der Zug das Dorf betrat, waren sämtliche flachen Dächer, mit farbigen Massen von Weibern und Kindern bedeckt, anzusehen wie die Gärten der Semiramis.

Hunderte von neugierigen Augen geleiteten den Zug ans Meer. Dorten, auf dem von der Mittagssonne weißgeglühten Sande, stand die ein wenig seitwärts geneigte schwarze Barkasse, gleichsam ein Delphin mit durchbohrter Seite, während eines Sturmes ans Ufer getrieben. Die zarte blaue Flut, klar und warm wie ein Mädchenbusen, säumte die Küste mit Schaum. Und Meer und Sonne flossen in ein fröhliches Lächeln zusammen, das sich weit hinaus erstreckte über die tartarischen Ansiedlungen, über die Obstgärten und die schwarzen Wälder hinaus — bis weit zum grauen erhitzten Jaylgebirge.

Alles lächelte.

Ohne Worte, ohne Beratschlagung hoben die Tartaren Alis Körper vom Boden und legten ihn in die Barkasse, und unter angst-erfülltem Weibergeschrei, das von den flachen Dächern herab aus dem Dorfe herdrang, stießen sie kräftig das Boot ins Meer. Das Boot rasselte über die Steine dahin, schwankte auf einer Welle, die herangeplätschert kam und blieb stehen.

Es stand, die Welle umspülte es, umgluckste seine Seiten, spritzte Schaum und trug es dann sachte, kaum merkbar, aufs Meer hinaus.

Seiner Fatme entgegen schwamm Ali...

VOM FISCHER PANAS KRUT.

Von Iwan Lewickyj.

I.

In der Ukraine, dorten wo die Rossj still durch die Täler fließt, dorten in den Bergen, mitten zwischen Eichen- und Lindenwäldern, liegt das große Städtchen Bohustaw.

Den steilen Abhang ist ein hoher Berg herabgerollt, der zerriss just an der Rossj zu hohen, wie Wände steilen, steinigen Felsen an einem Abgrund. Der tiefe Schlund reckt seine Arme hinauf nach allen Seiten hin, seine gelben lehmfarbenen Wände der Sonne zukehrend. Die Rossj entlang, unter lehmigen Wänden und mitten zwischen Steinhäufen hindurch, bricht sich ein Weg Bahn, und am Wege, in tiefen und schmalen Tälern, liegen winzige Städtchen, dort, wo tief unten zwischen hohen Brennesseln und Disteln und unter Weiden, von Stein zu Stein leise das Wasser rieselt, und wo du mit den Spuren dieses Wassers zur klaren Quelle gelangst, zu grünen Weiden in irgend einem entlegenen Winkelchen des Tales. Auf diese Quelle sehen von oben herab zwei, drei Hütten mit hübschen grünen Obstgärten, mit weißen Wänden und frohen Fensterlein.

Auf dem Abhang selbst aber hat sich das Städtchen ausgebreitet. Fenster und Türen rot angestrichen, schmiegt sich da Judenhüttlein an Judenhüttlein; die haben das niedere tiefe Tal kreisförmig eingesäumt. Von hohen Pfählen gestützt, haben sich manche auf den steilen Talwänden festgesetzt. Du siehst sie an, und dir scheint es, daß sie auf Stelzen dastehen oder auf chimärenhaften Beinen. Manche sind hinuntergekrochen und verbergen sich zwischen Steinhäufen, sich an die Schlucht schmiegend.

Und im Städtchen Hütte an Hütte! Zwischen die Häuser verstreut hie und da Ställe, unvollendete Gebäude aus Reiseru oder aus Holz, mit einer oder zwei Wänden, zuweilen auch nur mit einem Dach auf vier Pfosten. Und um die Häuser herum überall Kehricht, Kotpfützen und Strohhaufen. Zwischen den Häusern schweifen hungrige Ziegen und Kühe umher. Vor den Türen wälzen sich scharenweise zerzauste langhaarige, verwahrloste, beinahe nackte Judenjungen mit „Zidakeln“ (rituelles Gewandstück) über der Brust und mit Käppchen auf den Köpfen. Auf dem Marktplatz stehen dicht bei einander und in Reihen aufgestellt kleine Kramläden, gleichsam Kisten. Und in jedem stehen die Laden offen, auf einen Pflock gestützt. Und in diesen offenen Fenstern sieht man Köpfe alter Jüdinnen und Juden mit schrecklich hageren gelben Gesichtern, mit eingefallenen Augen und blauen Lippen. Sie sind in alte, schmierige Lumpen gekleidet. Ihre traurigen Augen beweinen gleichsam das Zeug, das da vor ihnen auf den Lä-

den liegt: Stückchen Schwefel, Nägel auf Pfannen, Schusterpech auf Schüsselchen. Und weiter dorten hockt ein hagerer langer Jude über Scheffeln mit Pech und Birkenteer, über Kreidestückchen, Mützen, Flaschen und Töpfen.

Diese Lädenreihen sehen ähnlich den Reihen jener Schupfen, die sich auf jüdischen Friedhöfen über den Gräbern erheben. Du siehst die Kramläden an, diese Krämer, und es scheint dir, daß sich jüdische Gräber geöffnet haben, aus denen die Verstorbenen in die lebendige Welt hinaufschauen.

Im Herbst und im Frühling, wenn das Unwetter beginnt, schwimmt das ganze Städtchen samt Hütten und Läden gleichsam im Kot, der ist schütter und durchsichtig, und alles spiegelt sich darin wie in einem Wasser. Wie die Reiter waten alte Juden und Jüdinnen bis über die Knie im Schlamm, die Judenkinder wälzen sich darin wie die Ferkel; und die Höckerinnen mit Gebackenem und Gekochtem sitzen auf ihren Erhöhungen da wie die Frösche auf winzigen Schlamminseln.

Und nirgends ein Obstgärtlein, nirgends ein Blümlein. Der Blick kann nirgends haften bleiben, und nirgends die Seele sich ausruhen! Gleichgiltig sind den Kindern Israels die grünen Obstgärten und die duftenden herrlichen Blumen! Diese Krämer waten auch gerne im Schlamm, wenn sie sich nur Geld hier holen können. Die unsauberen Ruchel und Chaje kehren mit ihren unreinen Röcken die Kehrrechtplätze rein. Und wenn nicht der Sabbath Mosis da wäre, sie würden sich wahrscheinlich niemals reinigen; und sie würden

auch in Schmutz vergehen. Nur hie und da steht eine schlankhalsige Weichsel, eine entlaubte Akazie unter den schöneren Hütten. Auf den Lehmdächern der Hütten sind Büschel grünen Grases und Birkchen emporgesprossen und die grünstaudige wilde Melde. Manchmal ersteigt irgend ein Dach eine flinke Ziege, die rupft das Gras oder steht da, das bärtige Mäulchen erhebend.

Eine Seltenheit war ein so glückliches Jahr, in dem keine Feuersbrunst das Städtchen heimsuchte. Zuweilen taucht mitten in der Nacht in irgend einem Winkelchen des Städtchens eine Flamme auf, und sich von einem Ende zum andern hin wälzend, reckt sie ihre roten Zungen bis zum Himmel empor und breitet eine blutigrote Feuerwelt hin über Felsen und Kirchen, über Wälder und Berge. Und alles das glänzt und spiegelt sich im stillen Wasser wieder, das rot ist, wie mit Blut untermengt. Wahrscheinlich ist selbst die Hölle nicht so schrecklich, wie das Städtchen zu solcher Stunde. Und durch Rauch und Flamme laufen wie besessen bärtige Juden und abgeschlissene Jüdinnen, Federbetten schleppend, Polster tragend. Unter den Wolken fliegen die aufgeschreckten Tauben, und der Rauch, bald weiß, bald pechschwarz, verhüllt den hellen Himmel mit Wolken. Und keiner zum Retten da: es brennt, so lange es will. . . Und das nächste Jahr fängt's von der anderen Seite an und leckt wie eine Kuh mit der Zunge ein halbes Hundert Häuser und Läden weg. Aus dieser Asche erheben sich dann kleine Häuschen und noch kleinere Läden, gedeckt mit Röhricht und

Lehm; dann wachsen sie langsam höher, bedecken sich mit Schindeln, hie und da auch mit Blech, doch siehe — wieder stehen sie in Flammen und gehen wieder auf, wie Pilze nach einem Regen. Die unverwüstlichen, zählebigen Kinder Israels! Sie sinken im Wasser nicht unter, sie verbrennen nicht im Feuer!

Schauen wir von der Stadt hinunter, auf die Rossj und auf die Landschaft jenseits der Rossj. Wie schön es dort ist, wie wunderschön! Das grüne Wasser der Rossj fließt dort dahin zwischen hohen steinernen Wänden, die sich stellenweise fast vornüber beugen und ins Wasser schauen, auf den eigenen hellen Abglanz schauen im stillen durchsichtigen Wasser; am umgewendeten Himmel ist der Abglanz bald grau, bald rot, bald hellgrün vom samtgrünen weichen Moos, mit dem die steinernen Wände wie mit teuren Kleinodien besetzt sind. Unterhalb der Felsen haben sich beide Ufer mit Reihen dichter, grüner Wasserweiden und dichten hohen Röhrichts umgürtet. Und weiter oben sind die Felsen auseinander getreten und zerfallen im Tal gleichsam zu hohen Gebäuden, erstrecken sich in langen Reihen oder in Haufen und halten durch kleine Inseln das Bächlein auf. Die Rossj ergießt sich in Armen und Ärmchen zwischen die grünen Inseln, zerstiebt auf dem Gestein, in weißen Wellen von Stein auf Stein rieselnd, oder reckt sie gleich einem Schwanenhals oder zerstiebt zu weißem daunenleichten Schaum. Weiter hinwieder kommen die Felsen an die Ufer heran und erheben sich wieder über dem Wasser in die Höhe. Und hinter den Bergen

erstreckt sich als weite Ebene eine grüne Wiese. Die Rossj hat sich aus der Gefangenschaft befreit. Wie eine Schlange windet sie sich diesmal über das grüne Gras und ihr Wasser schillert vom blauen Himmel und den weißen Wolken. Sie verbirgt sich hinter einem Felsen, bald hinter dem Wald, hinter dem Berg, dann hinter der Zuckerfabrik, die mit einer Seite an einem Felsen lehnt und eine hohe rauchgeschwärzte Säule in die Höhe reckt, wie ein Reiher seinen langen Hals aus dem Riedgras emporreckt. In der Ebene bewegt sich von Wassersperre zu Wassersperre ein schwerer Prahm an einem dicken Tau; Reisigdämme umsäumen das Bächlein, schwarzen Schnüren gleich oder Fufssteigen. Wassermühlen, an das hohe Gestein geschmiegt und verborgen unter Weiden, bewegen Tag und Nacht die schwarzen Räder. Auf den Dämmen, auf dem Prahm wimmelt's von Menschen, wie von Insekten. Und unterhalb der Mühlen sind, wenn's gegen Sabbath geht, badende Juden zu sehen, in Scharen, wie Krähenschwärme. Wie die Störche kriechen sie im seichten Wasser herum, die dünnbeinigen, mageren ukrainischen Juden. Ihre Hände sind lang und dünn wie die Röhrchen; ihre Rippen kann man zählen. Es scheint, der ganze jüdische Friedhof sei auferstanden, um die modernden Knochen im Wasser abzuspülen.

Und dorten, jenseits der Rossj, in der Ebene, unter Bergen und in Tälern, wie eine Herde anzusehen, stehen kleine weisse Bürgerhäuschen in Weichselgärten, zwischen Apfelbäumen und krausen Birnbäumen. Nach der

Rossj zu sind die Gärten überall von hohen Weiden umstanden, und an den Gräben stehen in volllichten Reihen grüne Sträucher. Zwischen den Felsen steht die alte Kirche mit den drei Kuppeln, grau und mit grauem und grünem Moos bewachsen, wie die Felsen selbst; und die zweite — die neu und schöner und gemauert ist — steht dicht am Wasser auf einem hohen Gipfel, mit einem hohen Glockenturm: wie eine Kerze im Leuchter steht sie da, und mit ihrem leuchtenden Kreuz brennt sie in der Sonne. So herrlich, so wunderschön ist es ringsherum im Tal und in den Bergen, wo grüne Wälder mit ihren gekräuselten Wipfeln aus den Tälern hinaufschauen oder hervortreten und kühn die Berge hinan steigen. Fast ruhen sich die Augen aus auf den grünen Wäldern, auf dem schillernen Wasser, auf den Häusern und auf den Gärten. Das sanfte Plätschern des grünen Rosswassers auf den Steinen, das Rauschen der Mühlräder, die in langen Streifen die Tropfen des klaren Wassers hindurchlassen durch ihre Schaufeln, die sich schnell wie Flügel bewegen; der sanfte, selige Sommerabend — alles das senkt liebe Gedanken in die Seele, lullt das Herz ein, und du selbst, du fühlst nicht, wie du dich in Güte und Liebe an alles schmiegst, an alles, was um dich herum ist und was dich von überallher ansieht...

Zufällig kehrst du in irgendeinem Juden- oder Bürgerhäuschen ein, siehst dir dieses Menschenleben an — und hin ist all dein Frohsinn! Fröhlich und schön ist es draussen in

Gottes Welt, häßlich aber ist das Menschen-dasein.

In einer kleinen Judenstube, die durch einen kleinen Ofen geteilt ist, leben drei, vier Familien. Weißs Gott, wo sie dort Platz finden! Wie von Insekten wimmelt's da von abgeschlissenen Judenkindern in schmutzigen Hemden und „Zidakeln“, von bleichen, skrophulösen Kindern mit kranken Augen. Die Juden sitzen da und schneiden mit ihren flinken knochenhageren Händen. Und sind selber bleich und mager, nur ihre Augen leuchten! Ein alter bärtiger Jude hat das Gebettuch umgetan und wackelt mit dem Kopf in der Richtung nach dem Fenster zu. Ein Groschenbrötchen, eine Zwiebel oder ein Häuptel Knoblauch dazu — und das ist seine Kost für den ganzen Tag! Eine Jüdin nährt mit Grütze ein kleines Kind, um sie herum stehen fünf Judenkinder und sehen sie erwartungsvoll an, fünf andere wälzen sich auf dem Fußboden herum. Still preßt sie das schwächliche Kind an sich und küßt es auf Mund und Augen. Auch dorten, hinter all diesem Schmutz, schlägt unter Elend und Leid ein menschlich Herz in der Brust, auch dorten ist Liebe . . .

II.

Über dem Städtchen lag eine sanfte Sommermondnacht. Hoch oben, beinahe mitten am Himmel stand hell und leuchtend der Vollmond. Der blaue Himmel glänzte und der helle Mond, gleichsam losgelöst vom Himmel, hing,

eine leuchtende Kugel, dicht über der Stadt und schaute in die Rossj hinab. Draussen war es so hell, das man Nadeln hätte finden können. Hoch über die flachen Dächer der Läden und der Häuser erhob sich die neue jüdische Schule, darin leuchtete es aus allen Fenstern, als würde dort ein Feuer glühen. Auf dem andern Berg dunkelten in Reihen die Gräber des jüdischen Friedhofes. Die ganze Stadt mit ihren flachen Dächern gemahnte an jene Landschaftsbilder, die orientalische Städte mit ihren Ringplätzen und Grabdenkmalen darstellen. Und die hohen Weiden oben mit den runden krausen Wipfeln, die die Täuschung noch grösser machen, die erinnerten an die orientalischen Palmen...

Man sagt, es gäbe um Mitternacht eine Stunde, da alles in der Welt singt. Wahrscheinlich schwebte gerade damals eine solche Stunde über der Stadt. Die Stadt war eingeschlafen und am Wasser die Felsen standen da, als dachten sie schwere Gedanken; auf dem Berge der Wald war entschlummert, es trauerten die grünen Weiden. Irgendwo schlug ein Hund im Schläfe an und schwieg still; irgendwo hatte eine verspätete Nachtigall einen Pfiff ertönen lassen und entschlummerte. Blickst du auf all das aus der Ferne, vom Berg herab, so scheint es dir, das du in ein verwünschtes Kaiserreich siehst, wo alles eingeschlafen und zu Stein geworden ist: Berge, Wälder und Wasser, selbst der Mond mit seinen sanften Strahlen ist zu Stein erstarrt. So still war es, fast wie ausgestorben, gleichsam als sähest du alles das in wunderbaren Far-

ben auf ein wunderbares Bild gemalt; wie wenn diese wunderbare Malerei auf der Leinwand aufleben, unter deinen Augen sich zur wirklichen Grösse wirklicher Berge und Wälder auswachsen würde.

Und so wunderbar mutet eine solche Ruhe an! Und du merkst es, daßs du hier gleichsam überflüssig bist, hier, wo alles um dich her wie ausgestorben ist, alles, was gelebt, und nur du zurückgeblieben bist. Und kein Sinnen geht durch deine Seele und kein Denken, sondern irgend eine Trauer, ein Schrecken, denn du hörst, gleichsam in einer grossen Stube, dein Herz in der Brust klopfen und dein Blut in den Ohren klingen. Widerwillig spähist du um dich her, ob dich nicht etwa andere Wesen umschweben, ob dich nicht etwa hinter dem Gestrüpp hervor Augen anstarren, ob nicht im Wasser grünäugige Feen plätschern, oder ob sie sich nicht etwa auf den grünen Weiden schaukeln.

Dorten, an der Rossj, steht ein hoher Felsen, beinahe gebeugt über das Wasser und das Weidengebüsch. Neben ihm, um die Seiten herum, haben sich dichte Weiden festgesetzt, beinahe festgeklebt. Unten im Felsen, dem Mond entgegen, dunkelte ein schwarzer Schatten, wie eine Thür in das Innere des Felsens hinein.

Zu solcher Mitternachtszeit und hinter diesem Felsen hervor traten zwei menschliche Gestalten, weifs wie Leichen in weissen Laken. Etwas Langes, Schwarzes trugen sie, — sie hielten es mit den Händen an den Enden. Dem Einen reichte der Bart bis zum Gürtel

herab, und sein Kopf, kahl wie ein Knie, glänzte wie gläsern im Mond. Der Zweite, in mittleren Jahren, hatte schwarzes Haar und einen schwarzen Schnurrbart . . . Ihre weissen Hemden schienen im Mond noch weisser; so durchsichtig waren diese Menschen im Mond, wie in einen weissen Nebel gehüllt, wie am Ufer verirrte Schatten aus einer anderen Welt. Und doch waren das lebende Menschen: der eine war der alte Fischer Panas Krut, der andere — der junge Panjko. Ihre Boote trugen sie heraus, die sie in der Felsgrotte vor Ungewittern verborgen hielten. Nachdem sie die Boote ans Ufer gebracht, machten sie sich ans Herabziehen der Netze, die das Weidengebüsch wie Spinnwebe bedeckten. Leise rauschten die grünen Kronen der Weidenbüsche und bogen sich auseinander; das Netz wickelte sich um die Hände, wie jene Kopfbedeckung der Frauen; die weissen Schwimmschnecken aus Birkenrinde schimmerten in weissen Streifen auf den Weidenbüschen, auf dem grünen Gras und fielen zu Boden. Und schon liegt das Netz im Boot. Die beiden Fischer knieten in den schwanken Kähnen nieder, die Ruder in den weissen Ufersand stützend . . . Der grobkörnige Sand knirschte unter den Kähnen, und wie zwei Enteriche schwammen die zwei Kähne leise auf dem Wasser, leise Spuren hinterlassend, die sich strahlenartig über das stille Wasser breiteten. Die Ruder waren im Wasser, auf dem Wasser lagen die Netze. Kein Tropfen spritzte auf, keiner verscheuchte die Wasservögel.

Indessen sprachen leise die Fischer bei ihrer Arbeit. Der alte Krut ließ seine fette Stimme hören. Ihrem Gespräch lauschten die grünen Weiden, die unbeweglichen Felsen, der helle Mond und die Nachtigallen.

„Väterchen Panas!“ begann Panjko.

Väterchen schweigt, wie wenn nicht zu ihm gesprochen würde.

„Väterchen Panas!“ ruft Panjko abermals.

Der Greis schwieg wieder eine Weile lang, dann erwiderte er unwillig:

„Was denn?“

„Wie viel Jahre. Väterchen, sind's wohl her, seit Ihr da nach Fischen herumplätschert?“

„Was geht das Dich an?“ versetzte der Greis ein wenig zornig.

Der Greis hatte keine besondere Lust zu plaudern, Panjko aber drängte es durchaus, ihn auszufragen.

„Halt so!“ entgegnet Panjko.

„Ob ich hier schon lange herumplätschere?“ begann der Greis, wie zu sich selbst, und wurde nachdenklich. „Meine selige Odarka, ihr werde das Himmelreich, starb vor der Fastenzeit des heil. Petrus. Er werden wohl schon zwanzig Jahre her sein und drei dazu. Zu jener Zeit eben schmiss ich alles über den Haufen und begann Fische zu fangen.“

„Zwanzig Jahre und drei dazu!“ sprach Panjko schnalzend. „Aber unter welcher Weide, Väterchen, habt Ihr das Geld vergraben?“

„Was denn?“

„Das Geld?“ erwiderte Panjko.

„Welches?“ fragte der Greis fast wie verwundert.

„Jenes, das Ihr für die Fische erworben habt!“ versetzte Panjko.

„Hm! vergraben hab' ich schon Geld, aber nicht unter einer Weide, bei der Schenkwirtin im Kasten...“

„Ah so! Und wofür habt Ihr das Geld der Schenkwirtin zum Aufbewahren gegeben?“

„Für Branntwein!“ entgegnete der Greis hart.

„Und warum trinkt Ihr?“

„Weiß der Teufel! Wahrscheinlich darum, weil ich mag!“

Panjko lachte leise.

„Und was für ein Gewerbe, Väterchen, habt Ihr betrieben, da noch Euer Weib am Leben war?“ fragte Panjko.

„Ehe—he! Was ich nicht alles angefaßt, worauf ich mich nicht alles geworfen habe?! Ich, siehst Du, bin hiesiger Bürger vom Vater, vom Großvater, vom Urgroßvater her. Siehst Du dort oben auf dem Berge, über der Kluft, neben den Steinen die Hütte stehen mit dem Stück Garten? Der alte Graben ist mit dichtem Teufelszwirn verwachsen. Dorten verlebte ich mein langes Leben; so stand sei schon zu Vaters Zeiten.“

Der Greis gedachte alter vergangener Zeiten und kam ins Plaudern.

„Ganz glücklich war ich auch nur als kleiner Knabe gewesen. Dieses Laufen und Springen mit den Knaben auf Bergen und in Tälern, beim Ball- oder Frühlingsspiel! Und das Baden in der Rossj, und das Erklettern von diesen hohen Felsen, wo die Vögel ihre Nester bauen! Und nach Hause gekommen, ob du ein

Stück Brot gegessen, oder auch nicht, du schläfst ein, wo du hinsinkst, sei es in der Hütte, sei es hinter der Hütte auf der Rasenbank. Und wenn die Sonne aufgegangen ist, tragen dich wieder die Beine auf die Felsen hinauf, du badest wieder in der Rossj und wärmst dich im Sand, oder treibst hinter den Schafen daher, bis die Mutter zum Essen ruft. Woher nur diese Kraft in den Beinen war! Jetzt, kaum daß mich noch die Beine auf einen schiefen Berg hinauftragen . . . Aber es ist auch schon lange her! Wenn ich daran denke, glaube ich, alles das geträumt und nicht erlebt zu haben. Die Mutter habe ich schon längst vergessen, sogar, wie sie ausgesehen. Ich habe kaum eine Ahnung, wie durch einen Nebel hindurch, von irgendeinem großen Weib in gelber Haube und ohne Tuch auf dem Kopf. Auf der Rasenbank pflegte sie zu sitzen und Hemden zu flicken.

Da nahm mich der Vater von der Herde weg und lehrte mich das Schneidern. Er, siehst Du, war Schneider und Kürschner. Stets nähte er Pelze und Leinenmäntel, die Wolle zu Saaten drehend; stets summt die Saite im Hausflur, vom Morgen bis zum Abend. Wir arbeiteten, mühten uns ab, ich mit dem Vater, doch war vom Reichwerden nichts zu sehen. Stets litten wir Not: wir trugen geflickte Kleider und ernährten uns erbärmlich. Und wenn die Miete gezahlt werden sollte, mußte der Vater Geld borgen.

Der Vater verheiratete mich und als er starb, liefs es mir dieses Grundstück da zurück, drei Schafhäute und zwei unverkaufte Pelze.“

„So versteht Ihr auch das Schneidern, Väterchen Panas?“ fragte Panjko. „Und werdet Ihr mir einen Pelz nähen, wenn der Winter kommt?“

„Schneidern . . . Was, nur schneidern? Was ich nicht alles gelernt, was ich nicht alles angefaßt habe in meinem Leben! Ich habe geschneidert, gekürschnert, war Schuster, Schütze, und schließlich habe ich mich aufs Zimbelspielen verlegt und wurde Musikant. Doch jetzt, wie Du siehst, bin ich Fischer. Ich versuchte alles, doch hatte ich in nichts Glück. Wie Du's eben siehst! Wie ich jetzt nichts habe, so besaß ich auch damals nichts. Wie wenn sich das Unglück an mich festgeklebt hätte, so ist's! Tag und Nacht sinne ich, und kann nicht aussinnen, warum ich so unglücklich bin. Hat mir Gott kein Glück gegeben? Bin ich in den Windeln erwünscht worden? Hat mich ein solcher Pope getauft? Oder, wie's im Liede heißt: „Solche Paten hielten dich, die nahmen dir das Glück?“ Oder vielleicht hat mir der Herr keinen Verstand gegeben, wie auch anderen Leuten? . . .“

Der alte Panas hielt inne und versank in Gedanken, und auch Panjko sann.

„Doch nicht!“ fuhr der Greis auf einmal auf. „Ich bin nicht dumm, auch habe ich's nicht nötig, Verstand bei Menschen zu borgen. Wirst Du's glauben? Was ich mir ansah, das konnte ich auch schon, ja stellte es schon selber her, und wie ich es herstellte! Der selige Vater wunderte sich, daß ich so schnell das Pelznähen erlernte, auch der Schuster zeigte mir nur ein einzigesmal, wie man Stiefel

näht, und auch unser Kirchendiener staunte, wie schnell ich erlerne, wie aus dem Feuer gerissen, wie aus der Glut geholt. Schon da ich noch ein kleiner Junge war, verfertigte ich mit dem Stallmesser Mühlräder und Getreidemasse, ganz dieselben, wie in einer Mühle. Auch die Zimbel schlagen lehrte mich niemand. Das war schon so. Sobald ich ein Lied hörte, oder einen Kosak zum Tanzen, sofort übernahm ich es und merkte er mir so von selbst, indem ich bald hier, bald da anschlug, und spielte es auch schon, daß mir selbst die Nerven zum Tanz zitterten. Nein! Gott hat mich mit Verstand nicht umgangen. Möglich, daß ich unglücklich bin. Möglich auch, daß das schon so mein Los ist...“

„Aber ihr verdientet dennoch etwas, Väterchen?“

„Warte nur, schieb Dich nicht dem Vater voran in die Hölle! Verdientet...“

Panjko schwieg still.

„Verdienen, ich verdiente hie und da etwas, doch vermochte ich nicht, wie man das sagt, mich auf die Beine zu stellen. Unter keinen Umständen konnte ich soviel Geld aufreiben, daß ich hätte mit einemmal Ware einkaufen, mit einemmal mich an die Arbeit machen, mit einemmal verkaufen und... mit einemmal das Geld einheimsen können! Dort geht etwas verfallen, dann und wann wieder kommt eine Kopeke durchs Sieb, noch eine Kopeke, tropfenweise. Meistens aber geschah es, daß alles mißlang, was ich anfing... Und dann kam der Termin, an dem du dem Herrn den Zins bezahlen mußttest für diesen Strauch

da... Gib her! Und wenn du dir's auch vom Knie schneidest! Sieh, dafür zahle ich, weil meine Lehmhütte den herrschaftlichen Lehm-boden streift! Und leben muß man auch, und sich nähren, und sich kleiden. Da sann ich und dachte nach, wie man wohl auf dieser Welt, wenn schon nicht reich werden — wie kommen wir dazu! — so doch zumindest sich auf die Beine stellen könnte. Da ging ich denn eines Tages zu Berko. Es ist das der nämliche, der auch jetzt noch die Schenke und die Mühlen inne hat hinter der Rossj dorten. Jetzt, siehst Du, ist er ein wenig verarmt. Doch damals ging er in einem langen glänzenden Kafftan einher, die Hände auf dem Rücken und auf dem Kopf eine Bibernmütze, und seine Füße staken in weißen Strümpfen. Und seine langen Seitenlocken baumelten nur so. Ich trete ein, Berko ist nicht zugegen, nur sein Weib ist da, die ist wie eine Dame gekleidet und strickt Strümpfe. Du sollst leben, Ruchel! rede ich sie an. Und da fuhr sie mich denn an!

„Was für eine Ruchel! Schwein du, Mutschik, Vieh! Was für ein Du? Hab' ich mit dir Schweine gehütet, oder was?“

„Was bist du denn eigentlich?“ fragte ich sie.

„Siehst du's denn nicht! Eine Dame bin ich, keine Bäuerin...“

„Ehe — he!“ sage ich, „solche Damen bekommt man auf dem Marktplatz sieben für eine Zwiebel! Aber wo ist Berko? Ich bin gekommen Geld zu leihen.“

Als ich das Geld erwähnte, da war's, als hätte man der Frau Berko den Mund gekne-

belt. Sie war nicht mehr böse. Wie gewöhnlich, einem Juden kann man mit Geld den Mund stopfen. Hau ihn durch, doch bezahle, und es ist verfallen, wie bei einem Hund.

Doch da war auch schon Berko da. Ich zu ihm, erzähle ihm so und so, sei so gut, hilf — leih Geld her.

„Gut,“ entgegnete Berko, „doch, wo ist dein Pfand?“

„Dort oben steht es!“ versetzte ich.

„Deinen Strauch mag ich nicht zum Pfand!“ gibt er mir zur Antwort.

„Was für einen Strauch?“ frage ich. „Nimm die Hütte und den Pelz, denn ich anhave.“

Mein Berko schlug ein. Ich kaufte einen Laden, fertigte Pelze und Mützen an. Mit einem gemieteten Gaul schleppte ich mich bis nach Dorhopyl zum Markt, in die Steppe dorten, wenn Du gehört hast . . . Der Jahrmarkt beginnt dort um die zweite Mariae. Welch großer Jahrmarkt in diesem Dorhopyl! Kein Vergleich mit unserem! Keine Spur!

Frühmorgens, ich bin noch auf dem Wege durchs Talwäldchen, aber den Markt hört man schon. Bald ein Brausen, bald ein Stöhnen, wie wenn hundert Bienenschwärme auf einmal ausfliegen, hundert Mühlräder mahlen, oder die Erde stöhnt, bebt! Wenn du aus dem Wald herausfährst, siehst du dort zwischen dem Gestrüpp am Wege und auf den Fußsteigen Juden sitzen, anzusehen, wie diese flinken Tierchen! . . . Sei es, daß ein Weib Geflügel oder Obst trägt, oder irgendwer etwas im Wagen führt — die Juden springen hinter dem Gebüsch hervor, aus den Gräben, und

schon bist du umzingelt. Aus den Händen reissen sie, ziehen die Bündel auseinander, ohne erst handelseinig geworden zu sein, tragen alles in ihre Wohnungen und beschimpfen die Leute obendrein ... Schlag sie so viel du willst! Zuweilen fallen sie über ein Weib oder einen Mann her, wie die Teufel über eine sündige Seele. Und alles das, siehst Du, um die Leute nicht auf den Markt zu lassen, um billiger zu kaufen und zu schinden. Preise bieten sie — zum Lachen! Und von so manchem Wagen haben sie die Bündel heruntergerissen ...

Der gutmütige Bauer palst nicht auf. Das kommt den Judenkindern sehr gelegen: sie greifen unter die Wagenkörbe und ziehen hervor, was ihnen unter die Hände kommt. Wie die Diebe, siehst Du, gehen sie vor, doch Du findest kein Recht! ...

So fahre ich denn zum Jahrmarkt, ein wenig wie bergauf. Der Jahrmarkt brodelte wie siedendes Wasser im Kessel und erstreckte sich auch ein wenig über die Ebene, nach der Brücke zu. Als ich von oben zum Markt hinabsah, da war ich einfach verblüfft! Herr Gott! War das ein großer Jahrmarkt! Ich wurde geboren, getauft, und ich werde wahrscheinlich auch sterben, doch einen solchen Jahrmarkt werde ich nimmer sehen. Höchstens, wenn Du zwanzig zusammenstellst! Wo immer Du den Blick schweifen läßt, nach allen Seiten hin, überall Menschen und wieder Menschen, die bewegen sich wie eine Welle oder wie ein dichter Wald, den ein starker Wind schüttelt. Man könnte sagen, fast mehr als zehn Äcker

waren mit Menschenköpfen besät. Schwarze und graue Mützen, Frauentücher — alles das wimmelte wie Insekten, wenn du ihr Nest zerwühlst. Mitten unter den Menschenköpfen ragen gehörnte Ochsenköpfe heraus, und auf dem Pferdemarkt dunkelt es von gleichsam aneinander gereihten Pferdeköpfen. Ein Gedränge, wie in einer Kirche zu Ostern — man kann sich nicht hindurchdrücken. Und langschöfliche Juden fliegen hin und her, und unter den Leuten wimmelt es von ihnen wie von Hummelschwärmen. Was für ein Markt das war, himmlische Güte! Wie viel Waren und Pferde! Wassermelonen, Kürbisse, Kraut — nicht fuhrenweise, sondern ganze Berge. Es waren da Pferde- und Ochsenwagen, fest beschlagen und mit guten Rädern. Der Platz, auf dem die Töpfer ihre Töpfe aufgestellt hatten, war so groß wie unser Marktplatz; die Salzführer standen in ganzen Karawanen da. Mitten auf dem Marktplatz boten Juden und Schachtelmacher in Zelten Schnüre, Siebe und andere Waren feil, und die Mädchen und die jungen Weiber umdrängten sie wie die Bienen ihre Mutter. Wie viel Backwerk da war und Fladen, und Gebratenes und Gekochtes! . . . Und neben der Brücke saßen in drei Reihen Greise, Greisinnen und Lyramänner. Sie alle spielen und singen. Und sie sangen herrlich! — schöner als der Kirchensänger, und immer nur wehmütige Lieder. Um sie herum lauschen die Leute, die Köpfe in die Hände gestützt. Und dann die Greise auf den Wagen, die die Mützen schwenkend und auf den Zehen stehend, hinausschrien: Hieher,

Schuster und Schneider, Mützenmacher und Tierärzte, Krämer, Töpfer, Salzhändler und Kosaken — wir haben Euch was zu sagen! . . . Dieser spricht vom Arbeitslohn bei irgend einem Herrn, jener erzählt, daß drei schek-kige Pferde verloren gegangen sind. Und die Menge drängt sich heran, bewegt sich hin und her, gafft, plaudert und erzählt sich, was ausgerufen wurde und zu welchen Preisen. Als ich vom Markt heimfuhr, brauste es mir noch in den Ohren bis in den späten Abend hinein.

Auch ich drängte mich mit Pferd und Wagen in diese Masse hinein. Ich ordnete meine Siebensachen, steckte die Pfähle ein und hing die Pelze und Mützen auf. Als ich mich um-sah, stand neben mir an der einen Seite ein Jude, an der anderen Seite ein Jude mit Pel-zen und Zobelmützen. Irgend eine böse Stunde hatte mir es eingegeben, mich zwischen ihnen aufzustellen. Meine Pelze hängen da, aber die Leute gehen an meinem Kram vorüber; doch bei den verteufelten Juden, und das merkte ich, leerte sich Reihe um Reihe. Und da schlage sich Einer herum mit diesen Juden! Hager, lang und dünn wie die Windhunde, machen sie sich, wie die Eidechsen flink und geschmei-dig, um die Käufer zu schaffen. So stehe ich denn da und sehe zu, wie der Jude den Muschik aus der Menge am Gurt herauszieht. Wie ein Rabe späht er heimlich um sich und merkt bald, was einer braucht. Der Muschik kleidet sich wie gewöhnlich zum Markt, steckt aber noch das oder jenes in den Busen, in die Taschen, in die Kapuze; in der einen Hand

das Teerfässchen, in der anderen die Peitsche. Er beschimpft den Juden! — So laß doch ab, Ungläubiger, scher' dich zum Dreiteufel, oder auch weiter! — Folgt aber dennoch den Juden. Der Jude dreht sich nur so, dreht sich wie jene verfluchte Spindel. Wie der Windhund an der Leine, bleibt er stehen, packt eine Mütze zwischen die Zähne, setzt sie dem Mann auf und wirft ihm einen Pelz um die Schultern. Selbst aber springt er bald von der Seite zu ihm heran, bald von rückwärts, bald von vorne, zieht da, zupft dort etwas zurecht. Er dreht den Mann hin und her und redet auf ihn ein. Dafs ihn Gottes Macht treffe! Wo er nur so viel Worte her hat! Er plaudert, schwatzt und lobt seinen Kram, als gäbe es keinen schöneren auf der Welt. Irgendwoher zieht er einen Spiegel hervor, bespeit und wischt ihn mit dem Ärmel ab.

„Sieh her, wie schön! Alle Leute sehen dich an. Das ist ein Kosak! Sieh her, wie die Mädels dir zuzwinkern! Schau!“

Der Mann aber, oder der Bursche, denkt, vielleicht auch, dafs es wahr ist. Er wendet sich um und fragt ein Weib: Sieh, Motra, ist es wirklich schön? Wahrscheinlich lügt er, der Hundsgläubige! Der Jude aber klatscht vor Vergnügen in die Hände und schlägt einen Preis vor, dafs es traurig ist mit anzuhören. Der Jude läfst dann sofort die Hälfte nach und der Käufer läfst sich überreden. Ich aber stehe. Kommt wer, so mache ich meinen Preis, wie es sich gehört, um Gott nicht zu erzürnen, ich handle nicht jüdisch, just wie

mein Vater: Beliebt es, nimms, beliebt es nicht, wie du willst — keiner zwingt dich. Die Leute meiden mich. Und betrügen kann ich nicht, übrigens ist es ja eine Sünde; und dann versagt ja die Zunge; das, siehst du, muß man sich angewöhnen, auf einmal gehts nicht... Schau, einen Menschen betrügen, das gehört sich doch nicht...

Gegen Mittag begann der Markt nachzulassen. Nachdem die Leute das Ihre erledigt, gingen sie auseinander. Auch ich machte mich auf; ich hatte viel verkauft, brachte aber auch viel zurück. Ich dachte: kannst's zu Hause am Dymitrimarkt verkaufen.

Ich zahlte Berko das Geld zurück, von den Zinsen aber bat ich mich für eine Zeitlang los: ich dachte mir, bis Dymitri muß schon noch ein Käufer gelaufen kommen. Es kam kein Käufer gelaufen, der Termin aber war da, und Berko nahm mir meine Mützen. Dafs es ihn an der Leber packe! Die Zinsen, siehst du, waren jüdische. Doch da werde ich auch auf die Verwaltung beschieden; sie wollen die Miete haben. Ich sage, ich habe kein Geld, beteuere, schwöre: Väterchen und Täubchen! Erde muß ich essen! ich habe keins, wartet zu! — Er glaubt nicht, der verruchte Herr! Gib! und wenn du dirs auch aus dem Knie herauschneidest, aus der Erde herausgräbst, oder stiehst — entgegnet er. Das erlebst du nicht, denke ich bei mir, und Geld kriegst du doch keines! Da schickte er die Polizisten zur Exekution; die nahmen mir meine Pelze!... Und wie ich nichts gehabt hatte, so hatte ich auch weiter nichts..."

Der alte Panas schwieg still und Panjko versank in Gedanken.

Sie ließen die Netze herab, fuhren stromauf und begannen die Fische aufzuscheuchen. Das Geplätscher scholl in die Felsen und Berge hinauf, in die Wälder und Täler. Das laute Echo durchdrang die stille Nacht, hallte von Berg zu Berg, von Fels zu Fels, als würde jedesmal ein ganzes Heer an die Gewehre greifen. Das Echo verhallte irgendwo weit im Walde, wo es dann von neuem kurz, aber häufig wiederhallte, als würden im ganzen Wald dürre gebrochene Äste von den Bäumen fallen. Der Uhu ließ sich im Walde vernehmen und sein Stöhnen war traurig und erschreckend: mit einer solchen Stimme schreien die Menschen in böser Stunde angesichts eines plötzlichen Todes; wenn jemand ertrinkt, wenn jemand abgeschlachtet wird. Die Eule in den Felsen schluchzte auf, wie Kinder in den Wickeln schluchzen. Die Kähne huschten vorbei, wie wenn jemand mit Erdklümpchen geworfen hätte. Die Spur verbreitete sich weit auf dem glatten Wasserspiegel...

Die Mondesstrahlen brachen sich in der Flut, glänzten und schimmerten, als hätte jemand schimmernde Funken aus einem Sack aufs Wasser gestreut. Irgendwo weit, in einem fernen Winkel, in der Stadt, ließ sich ein Hahn hören, dem folgte ein zweiter, ein dritter... Die Fischer bekreuzten sich.

„Die zweiten Hähne krähen, dumpfe Mitternacht!“ sagte der greise Panas.

„Dumpfe Mitternacht,“ wiederholte Panjko und bekreuzte sich abermals, während er vor

sich hin murmelte: „Und Gott wird auferstehen.“

Eilig zogen die Fischer die Netze in die Kähne herauf. Weiß, wie Silber, schimmerten die Fischschuppen im Mondlicht und die Fische zappelten und wanden sich im Netz, wie eine Fliege im Spinnweben. In den Händen des Greises hatte sich ein großer Hecht hufeisenförmig zusammengeschlungen und bewegte den Kahn, der geschmeidig war wie ein Holzspan. Der alte Panas gab ihm über den Kopf einen Hieb mit dem Stock. Der Fisch atmete mit den Kiemen und streckte sich der Länge nach aus. Und wieder alles erstorben, alles still. Wieder schlichen sich die Fischer unter den Felsen und am Weidengestrüpp vorbei und warfen gleichzeitig die Netze von zwei Seiten aus. Und der alte Panas nahm wieder das Gespräch auf und begann leise:

„Und so schlug ich mich denn mit dem Elend; ich warf die Pelze fort und begann Stiefel zu nähen; tropfenweise troff die Kopeke herein. Und als mein Weib Odarka gestorben war, liefs ich auch die Stiefel fahren. Hols der Teufel, dachte ich. Arbeite, arbeite, für dich gibts kein Rasten und doch drückt dich das Elend nieder. Der selige Fischer Kendtuch — Du erinnerst Dich noch seiner — riet mir, einen Kahn zu kaufen und Fische zu fangen. Und so, wie Du siehst, schlage ich mich hier zwanzig Jahre durch und drei dazu. Und weder die Juden sind mir hier im Wege, noch auch die Herren. Die Rossjährt und kleidet mich — Dank sei ihr — wie eine eigene Mutter. Und nachdem meine

Selige gestorben war, konnte ich nur hier fröhlich werden, wenn ich auf dem Wasser dahin fuhr in einer Nacht, so hell und still, wie sie es jetzt ist.“

„Warum, Väterchen, habt Ihr denn nicht wieder geheiratet?“ fragte Panjko.

„Warum? Viel zu erzählen, aber nichts zum Hören. Hast Du denn ein Weib?“

„Ja. Und was?“

Der Greis dachte nach und sagte:

„Ich habe viele junge Weiber und Mädchen in der Welt gesehen. Im Frühling pflegte ich ihrer hier nicht ein Hundert über die Rossj zu setzen. Jetzt, da ich alt geworden, ist es so wunderbar, sich daran zu erinnern. Damals aber spähte ich stets um mich, ob ich nicht etwa solche Augen erblicken, eine solche zarte Stimme vernehmen werde, wie bei meiner Odarka. Doch bekam ich keine zu sehen... Und dies bis auf den heutigen Tag, obwohl ich jetzt alt bin und mir das jetzt gleichgiltig ist... Denn ich habe ja auch mein seliges Weib schon vergessen...“

„Ich glaube, sie war so unansehnlich, klein?“ warf Panjko ein.

„Wie sollst Du Dich daran erinnern? Als wir uns geheiratet, warst Du noch auf der Welt nicht; und als sie starb, da aßest Du noch wahrscheinlich Grütze auf dem Hinterofen...“

Der Greis kam ins Erzählen, als er seiner früheren Jahre gedachte, seines einstigen Glückes...

„Mein seliges Weib war sehr schön. Siehst Du, wie still und hell die Nacht jetzt ist? —

just so war meine Odarka. Still wie ein kleines Kind und sanft wie ein Lamm. Niemals hörte ich von ihr ein böses Wort, niemals zürnte sie... Doch nicht einmal der blaue Himmel da droben ist so schön, wie es ihre stillen blauen Augen waren. Hörtest Du, wie schön die Nachtigall in den Weiden sang? Eine so wunderbare Stimme hatte auch sie, die war zart und gleichmäßig, wie ein Seidenfaden. Wenn sie, am Tische sitzend, Hemden nähte, sang sie zuweilen so traurige und wehmütige Lieder. Wenn ich mich bei der Arbeit vor Langeweile reckte — da sah ich nur auf ihr liebes, winziges und wie bei einem Kinde gutmütiges Gesichtchen hin... Gar oft, wenn mir was Böses zugestoßen war und ich gekränkt und traurig da saß, mußte ich nur sie ansehen und mir wurde leichter, wie wenn ich mich ausgeruht hätte. Und wenn ich auf ihren Gesang lauschte, da flogen gleichsam die finsternen Gedanken irgendwo weit fort. Da vergaß ich oft für ein Stündlein mein Elend, wurde froher und machte mich mit mehr Lust an die Arbeit. Sie aber saß immer über die Arbeit gebeugt und ließ gesenkten Blickes ihre metallene Stimme erklingen. Und jetzt, obwohl es schon lange her ist, denke ich daran... Und immer wieder sang sie dieses Lied:

Ach, Liebster, ich geh' zu den Vätern mein!
 Zimmre mir einen Zederschrein.
 Zieh mir an ein Hemd von Linnen,
 Leg zur Ruh' mich in einem Weichselgarten drinnen.
 Schütt ein hohes Grab mir auf
 Und pflanz einen Schneeballenbaum rot mir darauf.

Wirst, Liebster, im Garten geh'n spazieren,
 Das eine Kindlein am Händchen führen,
 Deinen Arm wird das Kleinere zieren . . .

Ich aber entgegnete ihr singend im Scherze
 so:

Wo nehm ich eine Zeder für eine Truhe? —
 Wirst, Liebste, dich legen in eichner zur Ruhe.
 Wo soll ich denn Weichselbäume hernehmen?
 Wirst, Liebste, dich unter einem Flieder bequemen.

Dann sie wieder, als gälte es mir:

Ach ich sterbe, sterbe —
 Nun will ich sehen,
 Ob mein Liebster vor Leid
 Nach mir wird vergehen.
 Ihn bedrückt ein Leid . . .
 Ein Feiertagskleid,
 Den Rappen gesattelt,
 Und fort auf die Freite,
 Wart, noch hab ich, Liebster,
 Ins Gras nicht gebissen,
 Ich will von dir, Liebster,
 Die Wahrheit nur wissen.

Und ich pflegte mich beinahe zu ärgern,
 das sie gegen mich sang, wenn auch natür-
 lich nur im Scherze,

Sie wufste es also gleichsam, das sie
 sterben wird, wie wenn es ihre Seele geahnt
 hätte, das ihr Gott kein langes Leben be-
 schert. Doch vielleicht hat das Elend ihr Le-
 ben verkürzt . . . Bei mir hat sie kein Glück
 erlebt. Stets pflegte sie zu sagen: Wie und
 wovon werden wir in der Welt leben? Stets
 war sie bekümmert. Und zum Unglück war
 sie noch sozusagen ein Fräulein. Sie als das

nicht, mochte jenes nicht. Es gelüstete sie stets nach Leckerbissen. Und bei mir, weiß Gott, war kaum ein Stück Brot da. Sie tat mir leid; wie einem Kinde pflegte ich ihr Geschenke zu kaufen. Aber da mangelte es an allem: das geht ab, jenes braucht man.

Da bemerke ich, daß meine Odarka zu welken anfängt, daß sie mager wird. Sie nimmt ab, wie eine Kerze. Ich frage: Was ist dir, was tut dir weh? Schlecht ist mir — sagte sie — übel ist mir. Und lässt den Kopf sinken. Mein Herz aber füllt sich mit Blut. Ich spüre, daß da was Schlechtes ist.

Im Frühling erkrankte sie, zu Pfingsten brach sie zusammen. Es war vor dem Petrusfasttag und der Abend war herrlich und lau, die Sonne stand bereits im abendlichen Streifen. Still und warm war es draußen. Jenseits der Rossj, irgendwo im Sumpf quakten die Frösche so, wie wenn jemand Erbsen schütten würde, und im Hain girte die Turteltaube... Und jetzt, wenn ich daran zurückdenke, ist es mir, als sähe ich alles das jetzt, so wie es damals war und alles das, was damals geschah.

Die Flur- und Stubentür standen offen. Leise stöhnend lag sie da. Auch die Arzneien nützten nichts mehr... Sie sah zur Tür hinaus, und von dort aus war die Rossj zu sehen, die weiten Wiesen, der Wald und die Kirche der Unbefleckten auf dem Berge droben und die Felsen...

„Wie schön ist es draußen,“ sprach sie leise zu mir, so daß ich es kaum hören konnte. „Das Liegen ist mir so zuwider...“

Führ mich hinaus, Panas, auf die Rasenbank, damit ich wenigstens in Gottes Welt schaue.“

Mir fiel es schwer, denn ich hatte gehört, daß der Mensch vor dem Tode alles wiederzusehen wünscht, wo er gegangen, wo er gewesen war. Ich führte sie hinaus und setzte die in einen Pelz Gehüllte neben mich auf die Rasenbank. Die Abendsonne beschien sie mit ihren roten Strahlen. Ich sah ihr ins Gesicht, und das ergriff meine Seele. Neben mir saß nur der Schatten meiner Odarka. Nur die Augen waren noch blauer geworden, größer, heller, doch waren sie so still und unbeweglich wie Glas, so daß mir bange wurde. Mir schien es, daß sie mich bereits aus dem Jenseits her anschauen.

„Wie schön ist es draussen,“ brachte sie kaum hervor.

Und draussen war es wirklich herrlich. Wie jetzt sehe ich noch jenen Abend. Die Sonne ruhte gleichsam auf den Weiden von Kutscheranko und war zum Teil in den grünen Zweigen versteckt. Jenseits der Rossj stieg eine Herde den Berg herab, der Stadt zu. Auf der Kirche der Unbefleckten standen die Kreuze in roten Flammen. Leise quakten die Frösche und irgendwo in der Ferne girrte traurig eine Turteltaube . . .

„Wie schön ist es in der Welt,“ sprach sie wieder, „o du meine herrliche Welt, wie schön bist du! O du meine Welt, wie grün bist du und fröhlich! Aber ich, meine Welt, ich habe mich noch nicht satt gelebt in dir.“

Und ich sehe, daß sie fast froher wird, daß ihr aber Tränen aus den Augen quellen.

Da würgte es mich, als würde jemand mein Herz in der Faust halten und es mit aller Kraft zusammenpressen. Da fühle ich, wie sich an meine Schulter ihr Haupt lehnt, das ist aber schwer wie ein Stein. Sie hatte die Augen geschlossen und Gott die Seele zurückgegeben, nicht einmal geröchelt hatte sie. Sie war sitzend verwelkt wie ein Blümlein in der Sonne. Ihr werde das Himmelreich! . . . Sie kleideten sie an, begruben sie, ich aber vergoß keine Träne. Ich gehe nur herum und staune. Aber schwer ist es mir auf der Brust und verbrannt ist mein Herz.

Seit jener Zeit ist mir die Welt nicht lieb. So schwer war es mir geworden, als hätte sich auf meiner Brust der Felsen dorten gelagert.

Der alte Panas wies mit der Hand auf einen Felsen hin.

„Frühmorgens ging ich hierhin oder dorthin in die Arbeit; das war mir gleichgiltig. Wenn es Abend wurde, war es mir wieder schwer auf der Brust, so schwer, als würde man meine Seele in Stücke reißen. Da saß ich, nach getaner Arbeit, oft auf der Rasenbank und sah hinaus, jenseits der Rossj. Die geht hinter den Weiden unter, die Menschen kehren vom Felde heim, und vom Berg kommt die Herde daher. Mägde, die vom Felde kommen, singen. Zwischen den Weiden steigt aus den Schornsteinen Rauch auf — die Weiber kochen das Abendessen. Ich aber schaue zu von oben, wie die jungen Weiber das Vieh hereintreiben, die Kühe melken, wie sie geschäftig sind und wie dann die Leute mit

ihren Kindern sich zum Abendessen vor den Hütten niederlassen . . . Die Menschen in der Welt, denke ich bei mir, sind glücklich, wenn sie auch arm sind wie ich, mir aber nahm Gott mein letztes Glück. Da werde ich neidisch, werde traurig und am Herzen nagt es und kratzt, als würden es Krallen reißen, als würde eine Schlange daran nagen. So sitze ich auf der Rasenbank da, und auch der Schlaf meidet mich. Und in den menschlichen Wohnstätten ist bereits alles still geworden, ist alles eingeschlafen. Der Mond geht auf und schwebt weit hinauf, weit. Ich aber sitze und sitze. Und doch war kein Gedanke in meinem Kopf. Vor Trauer bin ich erstarrt, zu Holz geworden. Da geh ich in die Hütte hinein — drinn ist es traurig, traurig! Nur der Mond schimmert zum Fenster herein, über den Tisch hin, über die Wände . . . Ich hatte erzählen hören, daß Verstorbene umgehen. Auch jetzt erzählt man sich, daß die Trubechyr ihre Waisen besucht. Und zu jener Zeit erzählte man sich, ein junges Weib habe ihren toten Mann gesehen, als sie Korn in der Steppe ganz allein schnitt, und ein Geräusch vernommen, wie wenn jemand aus dem Korn treten würde. Da saß ich denn am Tisch und wartete, ob sie kommen wird, meine Selige, ob sie in der Tür oder im Hausflur erscheinen wird. Ich pflegte die Stuben- und die Flurtür zu öffnen und so wartend dazusitzen, als hätte ich irgend einen teuern Gast zu erwarten — und hatte gar keine Furcht, denn ich fürchte mich von jeher vor nichts. Allein sie

Oft zog es mich hinaus auf jenen Weg, den sie zum Friedhof getragen worden. Ich geh auf den Weg hinaus und die Beine tragen mich von selbst den Berg herauf, wo der Friedhof sich befindet. Oder ich ging oft ins Feld. Draußen ist es hell, wie bei Tag, und ich übersehe den ganzen Friedhof, alle Kreuze, die großen wie die kleinen, und auch die Grabhügel. Und sehe nach jenem Winkel hin, wo man sie begraben. Nichts! Lauter Kreuze stehen da und dunkeln im Mond. Der Roggen und der Weizen stehen da wie am Tag.

Wenn ich allein im Kahn unter diesen Felsen dahinfuhr und die Nacht so hell war wie jetzt, da suchte ich nicht einmal hinter dem Gestein, hinterm Gebüsch und unter den dichten Weiden — vielleicht, daß ihr Gesicht zwischen dem grünen Laub herauschaut, vielleicht daß sie mich hinter diesen Felsen da erwartet, wo, wie Du siehst, kein Mensch zu sehen ist.

Jetzt bin ich alt geworden; und mir ist alles gleichgiltig, wie einem alten Baum im Wald. Ich denke zurück und spreche von meinem Leid, wie von fremdem. Und doch kommt zuweilen eine Stunde, da ich sinne und sinne und traurig werde, weil ich in der Welt nicht glücklich gelebt, weil ich das Alter nicht zu zweit erlebt — als Paar. Nur wenn ich manchmal träumte, wurde ich froher. Allein auch träumen konnte ich nicht viel. Nur ein einzigesmal war es, daß ich träumte, aber so wunderbar, so wunderbar, daß ich es

bis auf den heutigen Tag nicht vergessen kann. Und noch heute begreife ich nicht, ob ich geträumt, oder ob es wirklich geschehen. Und noch jetzt erinnere ich mich nicht, ob ich damals geschlafen oder nicht geschlafen . . . Allein mir scheint, ich habe nicht geschlafen, denn ich sah gleichsam die Zimmerdecke über mir, ja selbst die Querbalken und die Bretter der Decke.

Ich höre ihre Stimme . . . Sie singt das nämliche Lied, das sie so häufig sang, da sie noch am Leben war; und sie singt es ebenso leise und ebenso traurig. Mir wurde wohl in der Seele, wie wenn ich wieder gesund würde nach einem schweren Leiden. Ich lausche und kann mich nicht satt lauschen . . . Diese gleichmäßige und zarte Stimme, weich wie Seide, ergießt sich gleichsam von allen Seiten her in meine Brust, in meine Seele, und weich wird es mir ums Herz und weicher. Erheben will ich mich, um nachzusehen, denn ich weiß, sie sitzt am Tisch neben dem Fenster — von dort kommt ja die Stimme her — doch ich kann nicht aufstehen. So bin ich fast zerflossen, zerschmolzen, sozusagen, wie Wachs, sei es wegen dieser großen Trauer, sei es vor Glück und Hoffnung. Und dann fürchte ich auch, sie könnte aufhören zu singen; daß ich mich wenigstens satt höre, denke ich mir. Sie aber singt und dehnt die Melodie lang und gleichmäßig, wie man einen Faden dehnt, und immer leiser und leiser; und die Stimme klingt aus und erbebt, als hätte sie irgend eine tiefe Trauer erfaßt. Ich fahre auf, sehe mich in der Stube um. Und

da tagte es schon draußen. An der Wand schimmerte die Morgenröte. Das Guckfenster war geöffnet und im Gebüsch gegenüber dem Fenster schlug herrlich und laut eine Nachtigall. Ich mache die Flurtür auf, sehe hin, und da sitzt sie auf dem Strauch und singt, daß das Zweiglein unter ihr schwankt. Sie tat noch einen, zwei, drei Triller, dann schwang sie sich in die Höhe, und wer weiß, wo sie verschwunden ist! Wie im Himmel ertrunken bei Sonnenaufgang. War eine Nachtigall vor meine Hütte geflogen gekommen? — Seit ich lebe, weiß ich, daß auf meinem Strauch nur Spatzen zwitschern und Elstern schreien. War das nicht ihre Seele, die zu mir geflogen kam und das Lied mir sang, um mir Kunde von sich zu bringen, um mich zu ermutigen? Denn man sagt, daß es auch Toten leid ist, wenn sich die Überlebenden plagen. Doch jetzt ist mir alles gleichgiltig! . . .“

Und nun schlug wirklich irgendwo zwischen den Weiden im grünen Gebüsch eine Nachtigall; anfangs nur einen Triller, und sie schwieg still, dann von neuem, aber etwas heiser, zuletzt aber ergoß sich ihre Stimme laut und hell klingend. Da erstand vor dem Greis noch stärker und klarer jene wunderbare Nacht, jener Traum und die Nachtigall und die Tote. Und auch in Panjkos Gedanken kam Leben, als würde er alles das mit den Augen schauen, wovon ihm der alte Panas erzählt . . .

IV.

Auf der kleinen flachen Insel, stellenweise von dichtem Gestrüpp bestanden, ringsherum von hohem Röhricht umgeben, liefs sich eine zweite Nachtigall vernehmen, der folgte ein Zwitschern und Lärmen aus den Weiden und Büschen her und aus dem Wald. Es war, als würden Wälder, Weiden und Büsche singen und auch das Röhricht und die Berge und die Täler. Auch im Gras zwitscherten irgend welche Vögelein. Im Städtchen krächte ein Hahn, noch einer . . . Es schrien und überschrien einander die Hähne in den Ebenen und Tälern und überall, wo Menschen wohnen.

„Bald, bald wird es Tag werden,“ sagte der alte Panas.

„Aha!“ entgegnete Panjko.

Der Mond stand über den Weiden von Kutscheranko. Hinter dem Wald, über der Zuckerfabrik, war still Morgenröte aufgegangen, und wie fröhliche Augen schimmerte ihr silbriges Licht. Der dunkle Himmel am Waldesrand wurde ein wenig lichter. Über den weiten Heuwiesen und den grünen Abhängen erhob sich ein leichter Nebel. Der weite Wald am Abhang war wie in ein weißes dünnes Tuch gehüllt. Die Erde begann sich mit Tau zu bedecken. Die grünen Weiden und Büsche weinten kleine Tautropfen; und wie mit Staub bestreut schimmerte das Gras weiß unter dem Tau. Aus dem warmen Rossjwasser erhob sich ein feiner Dampf, wie

aus einem heißen Kessel, und lagerte sich sacht auf der einen Seite, über den Baumwipfeln. Draußen wurde es frisch. Der klare Mond erbleichte aus Scham vor dem Morgenstern und der Morgenröte. Tag und Nacht rangen miteinander. Im Westen dorten stand die Mondnacht; im Osten fing der lichte Tag an. Auf der einen Seite der Rossj erschimmerten Felsen und Weiden im Mondlicht; auf der anderen Seite der Rossj spielte die Morgenröte und ergoß die Frühe ihr rotes heiteres Licht. Die Kreuze auf der Kirche der Unbefleckten standen bereits in der roten Glut des Morgens, während die weißen Wände von gelben Mondesstrahlen beschienen waren. Sogar die eine Hälfte des alten Panas stand noch in der Nacht, während die andere mit weißem Hemd und dem weißen Bart rot im Frühlicht schimmerte. Auch die weißen Gänse, die auf der kleinen, grünen Insel ruhten, schimmerten rot im Frühlicht.

Die Fischer zogen die Netze heraus. Die Fische zappelten und ihre Schuppen schimmerten rot. Der alte Panas tat die Fische in den Kahn; er hatte zwei Frösche gefangen, nun schmiss er sie zornig ins Wasser. Die Frösche spreizten ihre Beine wie Flügel und flogen zum erstenmal in ihrem Leben durch die Luft, die weißen Bäuche von der Morgenröte beglänzt.

„Vielleicht noch einmal auswerfen? Die Sonne wird bald aufgehen,“ sprach der alte Panas.

„Nun denn, so werfen wir aus!“ erwiderte Panjko.

Die Fischer warfen zum drittenmal die Netze aus.

„Ich rackerte mich ein Jahr ab, rackerte mich ein zweites ab und sah, daß es kein Spafs war, dann schmiess ich mein Handwerk zum Teufel. Ich verkaufte den ganzen Rumpel. Der alte Fischer Kendjuch riet mir ein Boot zu kaufen und Fischfang zu treiben. Und außerdem habe ich mir noch ein gutes Gewehr beschafft. Sobald das Wasser gefriert, greife ich nach der Büchse, und in den Wald gehts; ich wate, schlendre umher, solange mich die Beine tragen.

Schon in meiner Jugend, als ich noch Junggeselle war — das ist schon lange her! — liebte ich es sehr, Lieder zu singen. Sobald es nur Abend geworden, ging ich auf den Berg hinauf, liefs mich auf einem Felsen an der Rossj nieder und sang solange, bis ich heiser wurde, und der Fluß trug das Echo mit sich fort. Ich sang und lauschte mir selber! Oft lockte ich auch mit meinem Sang Mädchen und Knaben herbei, und wir führten einen Strafsenreigen auf.

Auch da ich schon Fischer war, aber noch nicht ergraut, sang ich, so oft ich auf der Rossj dahinfuhr. Wie viel ich nicht gesungen habe diesen Felsen und Weiden! Sie werden denken an den Fischer Panas!

Auch eine Zimbel schaffte ich mir an. Ich rief mir meine Junggesellenlieder ins Gedächtnis zurück, die traurigen wie die fröhlichen. So safs ich auf der Rasenbank da und grübelte, wählte Saite zu Saite und Ton zu Ton. An einem Feiertag aber oder Sonn-

tag ging ich dorthin, wo die Burschen und die Mägde zusammenzukommen pflegten. Da trank ich ein Glas, ein zweites und rührte an die Saiten, doch brauchte ich mir keine Mühe zu geben — die Hände bewegten sich von selbst, als hätte sie ein anderer geführt. Und ich wurde heiter und fröhlich, meine Gedanken spielen und singen, so daß mir selber die Nerven zum Tanz zittern. Vor mir, wie die Enten auf dem Teich, treten in Reihen die Mägde auf und stampfen einen Kosak (Tanz), daß die Erde erzittert! Da vergafs ich denn oft, daß ich unglücklich bin und arm und nackt und barfuß; bei Gott, auch meine Selige vergafs ich. In meine Mütze fallen die Fünfer, und die Schankwirtin traktiert und traktiert. Denn unter Jungen, siehst Du, verjüngst auch Du Dich.“

„Ich, Väterchen Panas, kann mich nicht erinnern, bei Euch eine Büchse gesehen zu haben.“ redete ihn Panjko an.

„Nicht gesehen . . . Weil ich jetzt keine habe. Denn ich, siehst Du, habe ein Erlebnis gehabt . . . Einem Geistlichen erzählte ich es in der Beichte. Und weil ich bald sterbe, denn ich bin sehr grau geworden, will ich es auch Dir erzählen, damit ich nicht alles mit in die andere Welt hinübernehme. Um die dumpfe Mitternachtsstunde würde ich es nicht erzählen, doch haben ja schon die dritten Hähne gekräht und draussen tagt es bereits . . . Mir, siehst Du, gingen die Fische nicht ins Netz und auch Mädchen konnte ich nicht viele fangen . . . Die Sache war die, daß ich nicht konnte, weil ich es nicht gelernt hatte,

wie ich erst nachträglich einsah. Da ging ich denn eines Tages zu einem Wahrsager, einem steinalten Greis, der gleichfalls Schütze war. Er lebte im Tal drunten, hart am Walde. Ich erzähle ihm das, und da sagt er zu mir: Sonntags oder an einem großen Feiertag flicht du ein Netz hinter der Kirche, und wenn die Kirchensänger „So wie die Cherubin“ anstimmen und die Leute das heilige Abendmahl empfangen, setz den Hacken auf die Angel. Dann wird dir alles so von selbst in die Hände kommen. Während des Gebetes aber behalte das heilige Brot im Mund, verbirg es dann in einem Tüchlein, geh mit der Büchse ins Waldesdickicht und bind es an einer Eiche fest, zähl dann dreißig Schritte gegen Westen ab und schiefs ohne dich viel umzusehen, denn es wird dir erscheinen entweder der gekreuzigte Christus, oder dein Vater, deine Mutter oder aber das, was dir das Liebste auf der Welt ist. Und solltest du das heilige Brot fürchten, Bruder, dann nimm das erstbeste Heiligenbild.“

Gleich am ersten Sonntag steckte ich meine Instrumente zu mir und ging in die Muttergotteskirche, die auf dem Felsen steht. Ich sehe, daß von einer Seite die Tür offen steht; Menschen sind keine da, als hätte der Unreine (Teufel) selbst um das gewußt und sie auseinander getrieben. Ich höre „Cherubin“; nun fing ich mein Netz an, worauf ich mir auf einem Stein zwei Häkchen anfertigte. Eine ganze Woche hindurch fastete ich, verzehrte dann das heilige Brot, denn — siehe da, ehe ich mich's versah, wurde mir angst.

Dann nahm ich ein neues kleines Bild der heil. Barbara und schlenderte mit der Büchse nach dem Weisbuchenwald. Unterwegs kehrte ich noch in die Schenke ein und trank zur Courage einen halben Liter Branntwein.

Und draussen war es still und klar. Im Wald fand ich eine alte grüne, astreiche Eiche. Sie steht so ein wenig nach dem Abhang zu, mitten auf der Anhöhe, und um sie herum grüne Haselnussträucher.

Ich maß dreißig Schritte ab, mein Herz pochte laut, meine Beine schlotterten und meine Hände zitterten wie im Fieber, behüte Gott.

Ich kehrte zurück, hatte aber kaum die Hände gerührt, als ich unter der Eiche, zwischen zwei Haselnussträuchern, unter einem grünen Ast meine selige Odarka stehen sah . . . blaß, wie vor dem Tode. Die Sonne beschien sie, und die großen blauen Augen sahen mich eifrig und Grausen erregend an . . . So erschienen war sie mir, wie sie damals neben mir auf der Rasenbank an meine Schulter gelehnt gesessen, an jenem Abend, da der Tod zu ihr gekommen . . .

Mein Kopf wurde schwindlig, vor meinen Augen drehte sich der Wald: in meinen Ohren brauste und sauste es, und ich weiß nicht mehr, was mit mir damals geschah.

Ich komme zu mir und sehe, daß um mich herum kleine Hirtenknaben stehen und mich, die Mäuler aufgerissen, angaffen. Ein grauer Hund beschnupperte meinen Kopf. Im Tal weideten Ochsen. Ich erhebe mich, wie wenn wach geworden. Habe ich aber schön

und fest geschlafen! — sage ich zu den Knaben. — Irre gegangen bin ich, Jungens. Weiset mir den Weg aus dem Wald. — So gar den Weg, siehst Du, habe ich vergessen. Und ich weiß nicht, habe ich eine Sünde begangen, ist mir ein Gespenst erschienen, hat mich Gott gestraft oder hat mir der halbe Liter Branntwein geschadet. Seit jener Zeit nehme ich keine Büchse in die Hand. Dafs sie . . .“

Wie Borsten standen Panjko die Haare zu Berge . . .

Der Himmel über dem Wald wurde rot, wie mit Blut übergossen; und rot wurde auch unterhalb des Waldes das Wasser in der Rossj. Zwischen dem Himmel und dem Wasser bildeten Wald und Berg eine schwarze Scheidewand. Der Mond senkte sich ganz nahe herab und wurde weiß. Dichter Tau deckte alle Pflanzen. Die welkenden, in der sengenden Sonne verdorrten Stauden erhoben sich, wie aus dem Schlaf, unter dem frischen Tau, und reckten die matten Blätter empor, dafs es rasselte. Die hohen Gräser bückten sich fast unter der Last des schweren Taus. Das Laub der Bäume wurde kräftiger, lebte auf unter dem himmlischen Wasser. Alle Blumen öffneten ihre Knospen, wickelten die Blättchen auf, die waren frisch und schön wie das Gesichtchen eines kleinen Kindes. Ein Duft schwebte über dem grünen Gras und dem stillen Wasser. Und aus voller Kehle sangen die Vögel und ununterbrochen.

„Fertig! Lassen wir das!“ sprach der alte Panas. „Gott sei Dank, Fische genug.“

Die Fischer trieben ans Ufer, zogen die Kähne ans Ufer und spreiteten die nassen Netze über die Gebüsche. Am Ufer roch es nach Reisern, Schlamm und Fischen.

„Was für Wagen stehen denn dort unter den Felsen?“ fragte Panjko. „Seht doch hin, Väterchen! Wahrscheinlich wollte wer zur Mühle und konnte nicht hintreffen. Doch wie konnte er denn bis unter den Felsen?“

„Wo, Ungläubiger, siehst Du denn diese Wagen?“ fragte der Greis. „Das ist ja das Weidengestrüpp! Wisch Dir die Augen aus! Du bist schläfrig.“

Der Greis lachte auf.

„Ich sehe niemals Wagen dorten, wo Gestrüpp ist,“ sagte der Greis.

Der Greis zog die Kähne den Fufssteig herauf zwischen dem Dickicht und blieb stehen.

„Panjko! Komm her, sei so gut! Jag den Ochsen da fort — just auf dem Fufssteig hat er sich ausgestreckt. Vielleicht, dafs sich wirklich wer in dieses Gestrüpp verirrt hat und hier übernachtet!“

„Wagen seht Ihr wirklich keine, Väterchen, aber Ochsen seht Ihr da, wo nur Steine liegen,“ entgegnete kichernd Panjko.

„Eh! Dafs es ihm die Mutter! . . . Alt bin ich geworden,“ sagte der Greis. „Gehst Du nach Hause, Panjko? Denn ich werde mich wahrscheinlich hier unter der Weide niederlegen und rasten, bis die Sonne aufgegangen ist.“

Der Greis warf sich ins Gras, deckte sich

mit dem Leinenkittel zu und entschlief, beide Fäuste unterm Kopf.

Im Städtchen wurde es lebendig. Hunde bellten, Kühe brüllten und auch die Kälber, die den Kühen antworteten. Eine ganze Herde, Schafe, Ziegen und Lämmer, meckte und blökte. Hähne krächten und Gänse schnatterten. Die Menschen schrieten und lärmten. Und all dieser Lärm hub gleichzeitig an, verstummte jedoch bald, dann brüllte nur noch vereinzelt eine Kuh oder krächte ein Hahn.

Hinter dem Wald hervor trat die Sonne, schön und herrlich. Leute gingen ins Feld zur Arbeit. Der alte Panas erhob sich aus dem Weidengestrüpp, wusch sich am Ufer, trocknete sich mit dem Ärmel und murmelte leise ein Gebet, während dessen er sich von Zeit zu Zeit bekreuzte. Eifrig bereitete dann die Jüdin hinterm Schenkfels die Fische zu, während der Jude für den Greis einen halben Liter Branntwein einschenkte . . .

* * *

Schon dreiundzwanzig Jahre treibt der alte Panas Fischfang. Und deshalb wahrscheinlich war ihm der Tod durch Wasser bestimmt worden.

Im Frühling ging das Wasser der Rossj sehr hoch und die Leute wußten sich nur mit Mühe an ein ähnliches zu erinnern. Das Wasser überschwemmte Wälder und Wiesen und trug Mühlen fort, selbst die Häuser überschwemmte es, die unten am Wasser standen. Und zwischen den Felsen und auf dem Ge-

stein brauste die Rossj und wirbelte, wie Wasser auf den Schleusen.

Der alte Panas achtete nicht darauf, trank seinen halben Liter Branntwein und fuhr auf die Rossj hinaus, Fische zu fangen. Sei es, dals er nicht aufpasste, sei es, dals er zu viel getrunken hatte, das Wasser erfasste den Kahn mit dem unvorsichtigen Greis und stiefs ihn just in den grölsten Strudel hinein, wo es sehr viel Steine gab. Wie ein Pfeil schofs der Kahn mit dem Greis dahin, und man sah nur den flatternden Bart des Greises . . . Eine Welle stiefs den Kahn wie einen Span von einem hohen Stein herab, über den wie verrückt der Strom hinweg raste. Der alte Fischer Panas verschwand unter dem Wasser samt dem Kahn. Bis auf den heutigen Tag . . . Dort vergalten's die Fische ihrem Feinde!



DER GLÖCKNER.

Von Danylo Mordovcev.

Freilich, jetzt bin ich ein alter armer Glöckner, aber einstmals, da war ich nicht so Einer . . . Doch wozu sich daran erinnern! Mit der Erinnerung ist Dir nicht geholfen. Und gar so viel zu leben habe ich ja nicht mehr: für meinen Sarg ist schon längst irgendwo ein Baum gewachsen, sogar zu hoch gewachsen; für Euere Särge aber hat er vielleicht noch überhaupt nicht zu wachsen begonnen. Was mein war, das ist hin und mit Gras verwachsen; und kommt es Einem zuweilen in den Sinn, dann kennt man sich nicht aus, ob man es selber erlebt und geschaut, oder ob es Einem als Kind die Mutter im Märchen erzählt . . . Aber nein, kein Märchen!

Unsere Mutter, eine Diakonswitwe, war sehr arm und verdiente mit ihren eigenen Händen das Brot für uns Drei: für mich und meine Schwestern Halja und Doka. Wir kannten nur das Grab unseres Vaters, ihn selbst haben wir niemals gekannt. Wenn wir Sonntags zur Kirche gingen, sagte zu uns die Mutter, auf einen Hügelweisend: „Unter

dem weißen Kreuz dort liegt Euer Vater.“
Und daher wußten wir es.

„Und was für einer war er?“ pflegten wir zu fragen.

„Ein guter Mensch war er und die Leute achteten ihn,“ gab sie zur Antwort.

„Und worin begruben sie ihn, Mutter?“

„Was braucht Ihr das zu wissen, Kinder? Im schwarzen Mefsgewand begruben sie ihn und legten Weihrauch hinein, ich aber habe ihm das Haar bis auf die Schultern herabgekämmt.“

Die Mutter kränkte sich, weil er uns nichts hinterlassen hatte, der Vater.

Es blieb nach ihm die Hütte und ein neues Einfahrtstor. Es war ihm nicht einmal vergönnt, den Hof zu umzäunen. Auch war gar keine Wirtschaft da: Nichts wurde erworben, alles borgte man von den Leuten. Ich aber wuchs indessen heran: ich mußte schreiben lernen. Aber woher die Mittel nehmen? Der Soldat Posychajlyk, der die Knaben unterrichtete, nahm kein Geld an. Und wie groß war denn seine Gelehrsamkeit? Die Grammatik und das Breviarium lehrte er nur oberflächlich lesen, und den Psalter kannte er nur von „Wohl dem Manne . . .“ bis „Wozu treibt ihr euch herum . . .“ Allein er war ein guter Mensch — und auch dafür sei Gott gedankt.

Da saßen wir denn um den Tisch herum auf Lehnstühlen oder auf einer Bank. Wir nehmen die Zeiger in die Hände — die verzierten langen Zeiger verfertigte er selbst und

nahm für jeden einen Topf Hirse oder ein Huhn — und er schaut zu, ob wir die Zeiger auch richtig halten. Tut es Einer nicht, dann schreit er ihn an:

„Iwan! So halten Weiber einen Stock . . .“

Oder einen Anderen:

„Maulaffe! So drehen feine Herren die Gabel herum, um die Speise aufzuspießen . . . Fafs ihn ganz gewöhnlich an und syllabisiere Deinen Vers.“

Selbst aber läßt er sich auf der Schwelle oder auf einen Schemel nieder und näht Stiefel. Und neben sich die Riemenpeitsche.

„A nu, Diakonssöhnchen, syllabisiere Du einmal Deinen Vers.“

Das, siehst Du, galt mir.

Da mußte man das heilige Kreuz machen und syllabisieren, bis man beim göttlichen „Chwert-yrsy-kru, chwert-yrsy-kru“ (kirchen-slavisches Alphabet-gama) angekommen war. Dann sauste Einem die Peitsche so vor den Augen, die Zunge ward zu Holz und nur der Zeiger zitterte.

Und lieb hatte mich Posychajlyk — ihm werde das Himmelreich — lieb, wie einen Eigenen. Und stets knallte er nur mit der Peitsche hinter meinem Rücken, auf einen Anderen hieb er auch mit dem Stiel ein.

„So Einer! Was schluckst Du denn, missratener Sohn, wie der Tschumck (Bauern-Holzhändler) die Halluschken (Speise)? Ich werde Dich! . . .“

Sonst schluckte ich nicht, aber bei den

„Wortzeichen“*), da stockte ich. Und das schmerzte auch meine Mutter: stets weinte sie und betete.

Aber auch von Posychajlyk selber wurden wir nicht besonders geknechtet. Kaum daß wir ein wenig gelernt hatten, so führte er uns auch schon in seinen Garten, die jungen Rüben zu begießen — die begossen wir auch — und dann in den Wald bei Staroselište, mit der Angel oder dem Schleppnetz Fische zu fangen.

Da schnitt er uns selbst lange geschmeidige Angelruten im Gebüsch, versah eine jede mit weißem Rosshaar, damit die Fische im Wasser die Angel nicht bemerkten und nicht verscheucht würden. Er fertigte selbst schöne Schwimmhölzchen an, nicht aus Kork, sondern aus irgendeinem Holz und wies uns die Plätze an; dem Einen im Riedgras, wo die Schleien herumplätschern; einen Anderen heißt er im Sumpfgas auswerfen, wo die Barsche in der Sonne spielen. Der Eine zieht ein Rotauge heraus, ein anderer Lauben und Gresslinge. Er selber sitzt im Gestrüpp mit einer Angelrute aus einer festen jungen Eiche, — sein Schwimmhölzchen ruht mitten auf dem See — sitzt da und schreit hinaus:

„Peter! sich nicht rühren: bei Dir hat ein Fisch angestochen — zieh' heraus! . . .“

Und dieser zog einen Fisch heraus.

*) Kombination der kirchenslavischen Lesekunst: die Worte werden nicht ganz geschrieben, sondern mit Zeichen versehen. D. Ů.

„Ah, Du Teufel — Hryzj! was für einen Barsch Du hast fallen lassen . . . Wirst jetzt bei mir bis zum Makowij „Gott erbarme Dich meiner“ lernen.“

Und er selbst bricht das Gestrüpp! Nur zürnte er nicht lange . . .

Und hatten wir schon genug im Topf — dann war das eine Suppe, dafs Gott! Wer etwas verschuldet hatte, bekam Brot und Wasser, wir aber Suppe und Fisch.

„Esset, liebe Kinder, zur Gesundheit und erstickt nicht an den Gräten. Du aber, Hryzj, wisse! . . .“

„Ihr verzehrt doch meinen Barsch, Onkelchen.“

„Ja — ja — Deinen . . .“

Und er zürnt auch nicht mehr. So gütig war er!

Einmal safsen wir am See und sahen auf die Schwimmhölzchen. Der Tag war still und warm: nicht ein einziges Blatt bewegte sich auf einem Baum, nicht ein einziges Vögelchen zwitscherte. Stille. Man hört nur die Fische in der Sonne plätschern, die glänzen in der Sonne; nur die Eidechsen rühren sich zwischen dem trockenen Laub im Gras, oder eine Hummel summt auf und verstummt.

Wir horchen auf — man schreit im Walde, aber so weit, dafs die Stimme kaum zu uns herüberhallt, dann kommt sie näher und näher.

„A, Onkelchen . . . hu! A, Onkelchen, hu! . . . Nur so viel hört man.“

Manche von uns wollten laut zurückrufen, aber Posvchailyk erlaubte es nicht.

„Ruhig, Kinderchen . . .“ sagt er. „Weiss der Henker, was das ist . . . Vielleicht was Böses, seht also zu, daßs Ihr das Unheil nicht hervorlockt.“

Da kam es auf die Waldwiese heraus. Wir schauen hin — und das ist unser Küstergehilfe.

„Helf Gott, Stepanovyč!“ sagt er.

„Vergelt's Gott!“ erwidert dieser. „Schrei doch nicht so, Onkelchen, hast ja alle Fische verscheucht!“

„Ist hier nicht das Diakonskind mit Euch!“

„Mit uns . . . A, Teufelsbarsch! . . .“

Ich verspürte gleichsam ein Stechen.

„Und wozu braucht Ihr ihn?“

„Der Dechant ist gefahren gekommen,“ entgegnete er, „und da befahl man mir, das Diakonssöhnchen, sieh, da ist es ja, hinzubringen. Nur er weiß es, wozu.“

„So was! Siehst Du, da mußs ich auch ins Dorf.“

„So geht denn, wenn . . .“

Und sie gingen.

Ich gehe, wie ein Verbrühter, und mein kleines Herz klopft nur so . . . Muttergottes, wie angst ist mir!

„Das heisst“, sagte der Schreiber. „Du kommst ins Konvikt, Junge, wenn nicht . . .“

Und so war es auch. Der Dechant sagt der Mutter, er werde mich protegieren.

Als ich durch zwei, drei Jahre beim Dechant war und seine Kinder heranwuchsen, so daßs auch sie schon unterrichtet werden mußten — wurden wir in die Stadt gebracht. Beim Abschied weinte die Mutter, gebot mir,

gut und gehorsam zu sein, des Morgens und des Abends zu Gott zu beten und der Mutter nicht zu vergessen. Die Schwestern weinten mit. Auch ich weinte ein wenig.

Am vierten Tag kamen wir in der Stadt an. Der Dechant führte seine Kinder zu den Vorgesetzten und ich saß zu Hause. Dann wurde auch ich zum Rektor geführt.

„Wie heißen sie Dich?“ fragt er.

„Wassylek,“ sagte ich.

„Wassylij . . . Zur Erinnerung an unsern Vater Wassylij den Großen, Hryhoryj Bohoslow . . . so?“

Ich schwieg, weil ich damals noch nicht wußte, daß nicht zur Erinnerung an Wassylij den Großen, sondern an Wassylij Amassyjskij.

„Und dein Zuname?“

Ich schweige.

„Wie wortkarg, schweigsam,“ sagte er, „taciturnus . . .“ Nun so wirst Du eben Tacyturnow heißen.“

Und ich blieb Wassylek Tacyturnow bis auf den heutigen Tag.

Nur konnte ich mich eine Zeitlang daran nicht gewöhnen. Wenn in der Schule ausgerufen wurde: Petro Lakrymentow, Wassylij Tacyturnow, da hörte ich es gleichsam nicht, weil ich zu meinem Unglück stets vergaß, daß ich Tacyturnow bin. Ein so wunderliches Wort, daß es! . . .

Und man begann mir Unterricht zu erteilen, aber nicht so, wie Posychajlyk unterrichtete: nicht mit Bitten, nicht mit Drohungen, sondern mit einer roten Rute, mit einer biegsamen Weidenrute. Allein für die Jugend

ist nichts vom Übel: der junge Leib heilte rasch, die Kindestränen trockneten rasch, nur im Herzen des Kindes sammelte sich nichts Gutes an. Der böse Same zeitigte böse Früchte. Doch nicht ich allein wurde geschlagen . . .

Ich aber wuchs indessen heran — und wie schnell! Ich bin bereits 17 Jahre alt, kein Kind mehr, und habe Gedanken und Meinungen: einen Gedanken nach Gutem, einen Gedanken nach Schlechtem. Und der Unreine gab uns ein, im Konvikt weltliche Bücher zu lesen, die handelten von weltlichen Dingen und menschlichen Sünden. Und auf solche Bücher war ein Verbot vom Rektor. „Lieber,“ sagte er, „die Sünde von Sodom als diese teuflische Versuchung: Eine Sünde für den Leib, der Leib wird befleckt, und das Satangeschreibsel verdirbt die Seele.“

Es hat mich auch für mein Lebenlang verdorben.

So sitzen wir denn einmal und lesen in diesen sündigen Psalmen (ich kann mich nicht mehr erinnern, welches Buch es war), wir sitzen da und lesen, manche lachen, andere wieder hören schweigend zu, mir aber hat der Unreine diese Worte in den Mund gelegt.

„Gott!“ sagte ich, „wenn ich solche Verse machen könnte, nicht einmal Protopope wollte ich werden . . .“

„Wirst es auch so nicht,“ liefs sich leise eine Stimme hinter mir hören.

Ein Blick, da steht Vater Rektor mitten im Zimmer (das aufgelöste Haar reicht ihm

bis auf die Schultern herab), bleich wie Kreide.
Und Alle erstarrten.

„Satan, Satan . . . Satan!“

Ich erhebe mich, doch versagen meine Füße . . . Meine Augen umflorten sich, und im Zimmer wurde es gleichsam finster . . .

„Satan, Satan, Satan! . . .“

Seit der Zeit sah weder ich das Konvikt, noch das Konvikt mich!

Davongejagt haben sie mich . . . Gott, was habe ich geweint vor dem Rektor, er solle mich nicht töten, er solle meine Mutter nicht ermorden! . . . Er erbarmte sich nicht. Wie einen Hund haben sie mich davongejagt.

Ich ging aus dem Konvikt hinaus . . . Wohin gehen? Wohin sich wenden? Zu wem denn sonst, als zur Mutter. Und ich ging hin. Und es war um Petri, zur Zeit, da die Leute das Gras mähen. Der Sommer war gut geraten, warm — ein fröhliches Gehen. Und ich war froh, denn einem Jungen ist Leid halbes Leid und dazu ging ich noch nach Hause, und zu Hause war ich seit der Zeit nicht gewesen, als sie mich nach dem Konvikt gebracht. Lange sah ich nach der Stadt zurück. Bis sie hinterm Berg verschwand. Seither habe ich die Stadt nie mehr gesehen; sah überhaupt nichts mehr aufser meinem Dorf und dem Glockenturm . . . Und so wurde ich denn Glöckner.

Wie lange ich ging, weiß ich mich nicht mehr zu erinnern, aber am sechsten oder siebenten Tag tauchte hinterm Berg unsere Kirche auf. Und nun weinte ich, weiß aber selbst nicht, was für Tränen. Gott! — am

Staroseliſtſe komme ich vorbei, wo ich einstens mit Posychajlyk gefischt hatte — Posychajlyk sitzt nicht mehr im Gestrüpp, sein schwarzes spitzes Gesicht ragt nicht mehr hinterm Busch hervor, und auch die Knaben sind nicht mehr da. Und die Fische spielen, wie damals, in der Sonne und am See ruft der Kuckuck . . . Das Herz pocht und will die Brust sprengen.

Dahier habe ich einen Barsch gefangen . . . Und auch das Feuer scheint erst gestern mit Wasser ausgelöscht worden zu sein . . . Unlängst erst wurden Fische gekocht . . . Ganz ist auch noch der Ameisenhaufen, wohin wir Raupen zu werfen pflegten, indem wir schrien:

Ameisen, Ameisen,
Es kommen die Tartaren.
Die schlachten eure Kinder
Und rauben eure Kissen! . . .

Und da ist auch der See, ebenso still wie damals, da ich noch klein war . . .

Ich bin auch am Staroseliſtſe vorbei.

Da sehe ich unsere Hütte, es wird geheizt, es steigt Rauch empor; dorten grünt eine Weide in Posychajlyks Garten, am Brunnen . . . Vielleicht begießsen sie die jungen Rüben . . .

Da kommen mir aus dem Dorfe zwei große Mädchen entgegen, schön wie die Blumen, treten näher und sehen mich an, wie wenn sie mich kennen würden. Ich blieb stehen, ich traue meinen Augen nicht . . .

„Halja! Doka! Ihr habt mich erkannt?“

„Wassylek! Brüderchen!“

Und sie hingen sich um meinen Hals.
Das sind ja meine Schwestern!

„Wassylek! Woher kommst Du?“

„Aus dem Konvikt,“ sage ich.

Und umarme und küsse sie.

„Hast Du denn schon ausstudiert, Brüderchen?“ fragen sie.

„Nein, Doka,“ erwidere ich, „ich habe nicht ausstudiert. Und ist die Mutter zu Hause?“

„Zu Hause,“ entgegnen sie. „Wir sind um Hahnenfuß gegangen, jetzt gehen wir aber nicht mehr.“

„Wie groß Du geworden bist, Halja, wie hoch! Und Du, Doka . . .“

„Auch Du, Wassj, bist groß geworden,“ sagen sie.

Wir kommen zu Hause an. Die Mutter steht mitten im Hof, sich mit der Hand gegen die Sonne schützend, und betrachtet mich.

„Das bist Du, Wassyl?“ sagte sie.

„Ich, Mutter.“

Sie bekreuzte sich und erbleichte. Ich gehe zu ihr, aber mir zittern Hände und Füße.

„Gesund, mein Sohn,“ sagte sie, „wie hat Dich Gott hergebracht?“

Ich weinte.

„Hast Du nicht etwa Gott erzürnt, mein Kind?“ fragt die Mutter. „Was weinst Du?“

Ich schweige und weine. Sie tut mir leid und ich schäme mich.

„Nu, Wassyl, ist Dir irgend ein Unglück zugestossen? Sprich, mein Sohn!“

„Sie haben mich, Mutter, aus dem Konvikt davongejagt,“ sage ich.

Und weine, weine . . .

„Davon gejagt? Und wofür?“

„Bücher gelesen habe ich, Mutter.“

„Bücher gelesen? Und deshalb jagen sie davon?“

„Sie jagen davon,“ entgegnete ich.

„Und wenn es nicht wahr ist?“

„Bei Gott, Mutter, es ist wahr!“

„Dann zum Teufel mit dem Konvikt, ver- gib mir Gott! Besessene! Wofür sie das Kind davonjagen!“

Abends kam Posychajlyk. Wir begrüßten uns. Wie wenn ich meinen eigenen Vater wieder sähe.

„Und wirst Du bald Pope?“ fragt er.

„Nein,“ sage ich, „niemals werde ich es.“

„Ohha! Nu, a nu, erzähle, wer Euch dort unterrichtet, wer Euch die Zeiger gemacht hat? . . .“

„Dort, Onkelchen,“ erwiderte ich, „unter- richtet man ohne Zeiger.“

„So was! Ohne Zeiger! Dann sollte man spucken auf Euer Konvikt, was sonst!“

Und die Schwester Halja spricht:

„Dort, Onkelchen, ist nicht einmal das Lesen erlaubt. Den Wassyl haben sie davon- gejagt, weil er Bücher gelesen hat.“

„E! schade,“ sagt er. „Wie ich sehe, ist bei Euch im Konvikt derselbe Teufel los, wie bei uns im Regiment: die Offiziere lesen nichts . . . Und Ihr werdet eben solche Popen werden!“

Seit dieser Zeit war ich nirgends, im Dorfe bin ich verblieben. Sie haben mich als Glöckner in der Kirche angestellt — möge es ihnen

Gott vergelten — und ich läute bereits sieben- undvierzig Jahre. Der Mutter läutete ich, als sie gestorben; ich läutete, als Posychajlyk gestorben; auch den Schwestern habe ich geläutet . . .

Doch wer wird meiner sündigen Seele läuten? . . .



DER ROT'SCHE SCHACHT.

Ein Bild aus der guten alten Zeit in Boryslaw.

Von Stefan Pjatka.

I.

Rot, der allbekannte Lybak,¹⁾ wurde von Mykyta Rylo abgefaßt in dem Momente, als er diesem das Rohöl aus seiner Dutschka²⁾ stahl. Mit seinen sehnigen, kräftigen Händen packte er das hagere Männlein an der Gurgel und hielt sie wie mit Zangen umklammert.

„Bist doch endlich hereingefallen, süßes Jüdlein!“ sagt Mykyta. „Eine Ewigkeit wirst Du an meine Hände denken! . . . Hast Du noch nicht genug gestohlen von meiner Arbeit? ha? . . . Ein volles Jahr, bei Gott, ein Jahr lauere ich Dir auf, toll werde ich beinahe . . .“

Während Mykyta spricht, windet sich der Jude unter seinen Händen, stammelt, brummt — schrecklich!

¹⁾ Ein Mann, dessen Erwerb darin besteht, das mit dem Wasser fließende Rohöl aufzufangen; früher oft auch darin, fremdes Rohöl direkt von der Grube zu stehlen. Zusammen mit den Kutschynieren bildeten sie vor Jahren eine organisierte, allgemein gefürchtete Bande. Anmerk. des Übersetzers.

²⁾ Eine kleine Grube, worin das Öl vom Wasser gesondert wird. Anmerk. des Übersetzers.

„Und nun a-a-a . . . ertappt; bei Gott dem heiligen im Himmel, daß ich einen Mast-Kutschynier³⁾ ertappt!“ sagte Mykyta Rylo zu Rot und würgte immer kräftiger. „Da hast Du's für meine schlaflosen Nächte! . . . Da hast Du's für meinen Kummer! . . . Das da für das Rohöl! . . . Da hast's, da hast's, no . . . für alles hast Du das!“

Bei jedem Worte „hast“ würgte Mykyta den Rot solange, bis dieser zu stammeln aufhörte, bis er wirklich ohnmächtig wurde.

„Schlimm“, überlegte Rylo. „Na! das Unglück ist fertig; Gefängnis — und bald auch der Strang. Zum Scherz ein wenig mit den Fingern gerüttelt, ja nicht einmal gerüttelt kann man das nennen . . . ihi! Nu seht mal her, ihr guten Leute, nu seht mal her . . . Wäre das nicht schändlich, einen so jähen Tod zu finden? . . . Es sei denn, es gäbe nicht . . . Herr, sei mit mir! . . . Steh auf, Mordko, steh auf,“ begann Rylo zu bitten, „nicht einmal mit einem Finger will ich Dich berühren, wirst sehen, nicht berühren!“

Mordochai Rot lag im Rinnstock, ohne sich zu regen.

„Steh auf, Ischariot, steh auf! . . . Kriegst von mir das heutige Rohöl von meiner Dutschka! . . . Wirst wenigstens vierzig Kübel haben, nur steh auf, sei kein Kind!“

Mordochai Rot fuhr unversehens auf.

„Sieh, sieh! Der Teufelskerl ist noch nicht

³⁾ Kutschyniere = Leute, die von den aus den Wachgruben hinausgeworfenen Steinen die Wachreste abkratzen und sie verwerten.

in der Hölle . . . vielleicht läßt sich der Kutschynier-Häuptling erbitten und lebt auf!“ sagte Rylo, den Ungetauften anstoßend. „Ich will's in Güte versuchen, vielleicht kriecht er aus dem Sumpfe heraus . . . Wenn du aufstehst, Mordko, geb ich Dir sofort einen Platz auf der „Neuen Welt“ . . . wirst selbst eine Grube graben. Die Not wird Dir nichts anhaben, oder besser gesagt, Dein Bruder wird Dich beneiden, sobald Du die Wachs-„Mutter“¹⁾ bekommst.“

Mordochai Rot erhob sich und wischte sich das Blut vom Munde — als wäre er nicht derselbe; er wurde froh, stimmte den Mykyta fröhlicher, sah um sich.

„Aber Euer Wort zieht Ihr nicht zurück? Ihr gebt mir den Platz auf der „Neuen Welt“ nicht wahr?“

„Und wenn ich ihn nicht geben wollte, was tust Du mir?“

„Ich bleibe hier auf der Stelle wie tot liegen und wenn die Lybaki kommen, sage ich, daß Ihr es seid, der mich so zugerichtet . . .“

Mit Verachtung schaute Mykyta auf den Dieb. Er sah ein, daß es nicht gut sei, mit dem Kutschynier-Häuptling Händel zu haben; entweder in die Grube ihn werfen, daß er hinter ihm nur so nachrollt, oder sich loskaufen und aus dem Staub machen. Mykyta machte mit der Hand eine Bewegung der Gleichgiltigkeit und sprach:

„Hol's der Teufel! . . . Kriegst auch den

¹⁾ Mutter = ein grosser Wachschatz, eine gute Grube.
Anmerk. des Übersetzers.

Platz, nur tu mir nichts zu Leide und verschütte mir meinen Schuppen nicht mit Erde.“

„Ihr könnt sicher sein, daß hinter Eueren Schuppen keiner in der Nacht Erde tragen wird; und wenn es nötig sein wird, werde ich den Schutt von Eueren Gruben bis aufs Reine wegnehmen und niemand wird wissen, wo er hingekommen ist.“

„Nicht nötig. Die Erde aus meinem Schuppen bringe ich auf meine Felder, zuleide will ich niemandem etwas tun.“

Am selben Tage schrieb Fokt, ein berühmter und gelehrter Kopf dieser Gegend, einen „freiwilligen Vertrag“ zwischen Mykyta Rylo einerseits und Mordochai Rot, einem „Ketzer“ vom Drohobytscher Lan⁵⁾ andererseits. Zwanzig Zeugen unterschrieben ihre Namen mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes auf dem Dokumente und der Vorsteher drückte diesmal das Gemeindepetschaft ganz unentgeltlich darauf, denn mit Rot war nicht zu spassen. Wäscht doch übrigens eine Hand die andere: Nikolai, der Vorsteher, kannte Rots Sünden — Mordochai Rot die des Vorstehers.

II.

Rot überliefs seine Bande „Chewre grand“⁶⁾ der Führung seines jüngeren Bruders Luser

⁵⁾ Lan = das Ghetto, zugleich der verrufenste Stadtteil in Drohobytsch, einer Stadt in nächster Nähe von Boryslaw. Anmerk. des Übersetzers.

⁶⁾ Chewre grand (jüdisch) = grosse Vereinigung, Bande. Anmerk. des Übersetzers.

Rot und begann selber eine Grube zu graben, auf eigene Faust. Die Kutschynierbande schaffte täglich frische zweibeinige Arbeitskräfte herbei; ob er wollte oder nicht, mußte jeder gehen, der aufgegriffen wurde, wollte er in seinem heimatlichen Kalifornien weiter leben. Nachts schafften die Kutschyniere die ausgegrabene Erde in fremde Schuppen, frühmorgens war alles wieder rein und es wurde weiter gegraben.

„Rot, wieviel hast Du dem Rylo für den Platz gegeben?“ fragten die Nachbarn, bei denen er so oft Rohöl gestohlen:

„Wieviel ich gegeben... wieviel ich gegeben?“ brummte Rot zu wiederholtenmalen nach, „alles Geld, wenn Du's wissen willst!“

In Wirklichkeit hatte Rot gar kein Geld. Er verfertigte Blechmünzen bald zu zehn, bald zu zwanzig Kreuzern und entlohnte die Arbeiter mit diesen Marken, die Arbeiter hinwieder gingen mit solchem „Geld“ in die „Kantine“ zum neuen Führer der „Chewre grand“ und bekamen „geriebene Bohnen, Dampfbrot und ausgezeichnete Buttermilch.“ Doch was für ein Brod das war — verschimmelt oder bitter! Wie verdorben diese Bohnen waren und wie es in der Buttermilch wimmelte!... Der hungrigste, armseligste Hund würde an solche Marzipane nicht gerührt haben...

Wie gesagt, wer einmal in die Hände des Führers der „Chewre grand“ geraten war, mußte wie aus Pflicht ein bis zwei Tage dem

Rot abarbeiten und erhielt den Lohn dafür — ob er wollte oder nicht — in Blechmarken, die man bei der dicken Jente eintauschen konnte, für „geriebene Bohnen und ausgezeichnete Buttermilch.“

„Da hast Du, Cham, zwölf Sechserl in Blechmarken!“ redete Rot die Arbeiter an. „Die dicke Jente nimmt's eher als echte . . . Bei ihr bekommst Du alles, wornach deine Seele gelüftet! . . .“

Auf diese Weise grub Rot bis zur Tiefe von fünfunddreißig Klaftern, bis er auf einen Stein stieß und nicht weiter konnte. Überdies schlugen die Gase, so daß der härteste Schädel nicht imstande war, mehr als zwei Stunden auszuhalten, auch nützte es nichts, daß das Mühlchen ein ums anderemal sauste.

„Einen Hunderter gebe ich auf der Stelle demjenigen, der mit Dynamit diesen Stein da unten sprengt!“ sagte einmal Rot.

Hulay Fedjko spitzte die Ohren, hörte zu Ende und meinte:

„Gebt uns sofort einen Hunderter auf die Hand, aber nicht in Blechmarken — und ich und Vetter Iwan Sarasa kriechen hinunter, um zu sprengen.“

„Da hast Du einen Hunderter, glatt wie Eis,“ sagte Rot und händigte den Beiden einen Reklamewisch auf ein Hundertguldenlos ein.

Hulay prüfte mit geübtem Auge, erkannte die Nummer 100 und wandte sich zu Vetter Sarasa:

„Ein guter Hunderter, ein echter . . . Die

Nummer „hundert“ erkenne ich sogar im Zwielight!“

Die armen unwissenden Tagelöhner reizte eine solche Summe, sie nahmen das Papier zu sich, stiegen in die Grube hinunter und schickten sich an, im Stein ein Loch zu machen, um eine Dynamitpatrone hineinzulegen und ihn in Stücke zu sprengen. Sie höhlen, sie bohren den felsigen Grund wie sie eben können, da — donnerts beiden ins Gesicht: buch! und der Felsen wurde, ohne Dynamitpatronen, von einer unterirdischen Kraft gesprengt. Die Wachs-„Mutter“ ist auferstanden! Die Grube hat es mit Wachs vollgeblasen auf fünfunddreißig Klafter, — beide Bauern aber blieben unten samt dem Reklamewisch auf ein Hundertguldenlos.

Fünf Monate lang wurde Wachs aus der Grube gehoben, ununterbrochen, Tag und Nacht, bis auch die zwei Toten an die Oberfläche gelangten — Hulay und Sarasa — die einige nackte Kinder hinterlassen, Frauen ohne Hemden und vier zahnlose und gebrechliche Greise, — dafür aber Mordochai Rot in einem Augenblick zum Millionär gemacht haben.

Rot förderte die Schätze der heiligen Erde an die Oberfläche, erstand im Stryjer Bezirk ein herrliches Gut, wurde Herr Gutsbesitzer und polnischer Patriot dazu, den Mitmenschen zum Andenken aber ließ er eine unbedeckte und unumzäunte Grube zurück. Gar mancher, der nach harter Arbeit des Nachts aus dem Schuppen heimkehrte, kam in ihr zur ewigen Ruhe, verschwand in der unermesslichen Tiefe ohne Spur.

III.

Danylo Pačka's Schwein fiel in Rot's Schacht hinein, und das war der ganze Nutzen; und gemästet war das Vieh: die Händler versprachen bereits sechzig, doch er verlangte fünf- undachtzig. Das Schwein verschwand in der Rot'schen Grube — und Pačka erwähnte keinem gegenüber etwas, damit ihn die Schlächter-Händler nicht verlachten.

In diesem seinen Kummer begab sich Danylo Pačka — er war Volksschullehrer — aufs Gemeindeamt und beklagte sich, daß unter seinen Fenstern, vier Schritt von der Schule, der Rot'sche Schacht ungedeckt und unumzäunt sei; daß des Nachts Menschen in die Grube bineinfallen und bei Tag das Vieh und daß sie von dort nicht mehr herauskommen.

Doch keiner hört auf Danylo Pačka. Sie lachen, höhnen.

„Wir gestatten Euch zu verschütten,“ sagt der Herr Vorsteher, „kein Mensch sagt Euch was dagegen — mein Kopf ist dabei, auf mich verlasst Euch!“

„Ein solcher Rat kann einen ärgern,“ erwidert Pačka. „Zum Verschütten eines solchen Abgrunds braucht man tausend Kutschynierhände mit Säcken, ein Paar hundert Gulden und ich habe das nicht und die Kinder rennen von der Schule dort vorbei — es ist gar leicht ein Unglück geschehen.“

„Ihr sagt selbst, daß man dazu Hände und Geld braucht und auch wir haben keine Ka-

pitalien dazu, fremde Gruben zu verschütten. Ihr könnt doch den Rot vor die Bezirkshauptmannschaft belangen, vor's Gericht, und die Behörden werden ihn zwingen, zu verschütten.“

„Wie das? Ihr heißt mich auftreten gegen einen, der auf ein Wort einige tausend hungrige Kerle zu seinen Diensten hat und mich irgendwo in eine Grube werfen kann? Ihr gnädiger Herr, Ihr wisst es doch, daß ich eine Frau habe, kleine Kinder, eine zahlreiche Familie und gar keine Kapitalien! . . .“

Da fuhr ihn der Herr Gemeindevorsteher an und diesem pflichteten der Sekretär und die übrigen Schreiber bei:

„Und Ihr heißt uns mit Rot anfangen?“ fragte der Vorsteher den Pačka, — „sind wir doch nicht minder abhängig von seinen Launen als Ihr. Mein Rat für Euch ist: sitzt ruhig, macht keine Umstände, lockt den Wolf aus dem Walde nicht! Vielleicht fällt einmal einer in die Grube hinein, der mehr kosten wird, als Euer Schwein oder Malyckyjs Kuh — dann wird verschüttet werden. Ja, ja, was tun? Umstelle ich sie bei Tag mit Pfählen, werden diese in der Nacht zum Schmelzen herausgezogen . . .“

Danylo Pačka war ganz erstaunt ob dieser Beichte des Vorstehers. Also auch jene, die über eine so große Macht verfügten im galizischen Kalifornien, zitterten vor Rot, gestanden offen ihre Ohnmacht gegenüber der Gewalt und Willkür eines Mordochai Rot ein. Deshalb beschloß er, nach Möglichkeit selber vor der Grube Wache zu halten, die

Leute vor dem unvermeidlichen Tode zu warnen — und nimmermehr über Rot selbst sich beschweren zu gehen.

IV.

Eines Nachmittags kam der Lehrer Pačka nach Hause und schickte sich gerade an, seiner Frau beim Vertreiben der Ratten behilflich zu sein und beim Ausschöpfen des Wassers aus dem Zimmer nach dem Gussregen, als plötzlich das ganze Haus erschüttert, während unter der Erde ein Dröhnen vernehmbar wurde, als wären hundert Dynamitpatronen auf einmal zum Platzen gebracht worden. Pačka blickte zum Fenster hinaus, auf die Rot'sche Grube — aber er bemerkte, daß der Boden um die Grube herum auf dem Fußsteig unter den Fenstern, wo die Kinder vorbeikamen, sich gesenkt und die Öffnung sich augenscheinlich vergrößert hatte.

„Heute werden wir vermutlich nicht zu Hause schlafen,“ sagte Danylo zu seiner Frau, „die Rot'sche Grube ist launisch geworden, sie kann uns noch das ganze Haus verschlingen.“

„Bevor Du gekommen bist, hat es etwa dreimal so gedöhnt unter der Erde,“ meinte die Frau.

Und wieder wurde das ganze Haus erschüttert, Frau und Kinder wimmerten. Das fürchterliche unterirdische Donnern, obwohl es nur eine kleine Weile gedauert, erschreckte diesmal die arme Familie Pačkas.

Pačka brachte seine Kinder in die Nachbarschenke. Als er zurückkehrte sah er, daß dort, wo der Fußsteig an der Rot'schen Grube vorbeilief, ein Abgrund entstanden war. Er verständigte das Gemeinde- und das Bergamt, damit sie für die Nacht eine Wache aufstellen, die die vorbeikommenden Leute vor dem drohenden Tode warnen würde.

Sie versprachen, eine Wache zu schicken.

Indessen erweiterte sich die Grube immer mehr. Gegen Abend wurde Danylo gewahr, daß die Hälfte seines Hauses über dem Abgrund stand und daß der Durchgang unter dem Fenster den Leuten abgeschnitten war: es konnten weder diese hinüber-, noch jene herübergelangen.

Auch dämmerte es bereits, der Regen klatschte und noch immer kam keine Wache.

Danylo hielt im Regen Wache und warnte die Vorbeikommenden. Kaum daß er von ferne her menschliche Tritte vernahm, schrie er:

„Geht nicht her! Kehrt um! Hier hat sich eine Grube gesenkt, unter den Fenstern ist ein Abgrund!“

Die Grubenarbeiter, denen Danylo Pačkas Herzlichkeit bekannt war, dankten ihm und kehrten um.

Da kommen zwei betrunkene Grubenarbeiter des Weges daher. Sie gehen im größten Kot, stampfen mit den Füßen, singen irgendein Soldatenlied und bleiben jeden Moment stehen, küssen sich, beschimpfen einander vor lauter Liebe und Wohlwollen.

„Bruder,“ sprach der eine, „ich soll nicht Mykyta Rylo heißen, wenn dem Rot'schen Makler heute der rote Kaffee*) nicht übergießt! . . . Hör' zu, jetzt steh' ich auf dem Meinigen, weißt, auf dem Meinigen! . . . Da irgendwo ist die Grube, die ich dem Diebe Rot umsonst gegeben . . .“

„Still, still, sonst zahlt man uns die ‚Schichten‘ nicht aus!“ warnt im Dunkeln der andere.

„Wa—as? . . . Fürchte ich vielleicht den Rot, der für meine Arbeit herrscht und in Gemeinschaft mit dem zweiten Dieb Fokt mich auf den Bettelstab gebracht?! Einmal würgte ich ihn schon, aber meinen Händen entgeht er nicht!“

„Still! Es steht jemand und lauscht! . . .“

„Bleibt stehen, Leute,“ ruft Danylo, „da hat sich eine Grube gesenkt! Geht nicht weiter!“

„Schau her, das ist Fokts Stimme, dieses Schurken, der dem Rot den Kontrakt geschrieben, dieses Fokt, der mich des Meinigen beraubt!“ schrie der betrunkene Mykyta Rylo seinem Kameraden zu. „Hau den Dieb Fokt! Hau, was's Zeug halt! Für meine Arbeit! . . .“

Und auf den armseligen Danylo Pačka sausten Fäuste nieder für den sündhaften Schreiber Fokt. Besinnungslos und blutüberströmt sank er zu Boden.

Die Frau kam heraus, schleppte den halbtoten Danylo zu den Kindern herein, die beiden Angeheiterten aber flogen singend in

*) Das Blut. D. Ü.

den Abgrund . . . Es rollte nur so nach hinter ihnen! . . .

Bis ein Uhr nach Mitternacht gingen die Leute wie gewöhnlich den Fußsteig hinter der Schule, doch gab es keinen zweiten Danylo Pačka mehr, der sie vor dem Abgrund gewarnt hätte . . . Wie viele ihrer diese Nacht nach Mykyta Rylo und seinem Kameraden während fünf Stunden in die Grube gefallen, mag Gott allein bekannt sein!

Um zwei Uhr nach Mitternacht erschien die Inspektionspolizei und fand alles — in Ordnung.

Frühmorgens wurde es schwarz von Kutschynieren. Gleichwie ein Rabenschwarm begannen sie Schiefer und Steine von den nachbarlichen Schuppen zusammenzutragen und mit großer Hast die Grube zu verschütten.

Drei Wochen darauf stand auf diesem Platz eine Schenke — die Kantine der dicken Jente. Die Musik spielte und das Volk tanzte und war fröhlich, ohne zu wissen, daß es auf dem Grabe seiner Brüder und Schwestern tanzte, die unverhofft ihren Tod gefunden, zugleich die Befreiung von einem sorgenschweren Dasein, und ohne zu wissen, daß auch dieser Mykyta Rylo, nach dem man in ganz Galizisch-Kalifornien herumgefragt, etwa hundertfünfzig Meter unter ihren Füßen ruhte . . .

Dies die Geschichte des Rot'schen Schachtes.



DIE NADEL.

Von Oleksa Storoženko.

In früheren Zeiten lebten einst in der Ukraine Leute, die über sich gar keine Macht anerkannten. Ein jeder von ihnen hielt einen höher Gestellten für einen Feind, seinesgleichen aber für einen Bruder, denn in dieser Gleichheit achtete er sich selber, seine eigene Selbständigkeit. Geringere hingegen hielt er für Vieh, Staub, Mist. Alles, was der Herr mit verschwenderischer Hand über die Welt gestreut, alles das sahen sie in ihren Palästen, um diese Paläste aber ringsherum ungedeckte Hütten und abgeschlissenes, hungerndes, frierendes Volk. Alles Gute und Liebe, damit der Herr den Menschen segnet, indem er ihm Herz und Seele gibt, alles das füllte bei ihnen der Schlamm der Großtuererei, der Schmach und der Gier. Und wie wunderbarlich das bei ihnen zusammentraf und ausartete: sie predigten Freiheit, Unabhängigkeit und peitschten indessen ihre eigene Schlachta! sie brannten Dörfer nieder, mordeten zu Tausenden das Volk hin und weinten über dessen Unglück. Klöster und Kirchen schmückten sie aus und verloren die Seelen in schweren Sünden. Zu ihrem Vergnügen erschossen, verbrannten und hängten sie Menschen; sie strafte ohne Verschulden und belohnten ohne

Verdienst; zu ihrem Nutzen trieben sie Tränen von Menschen und deren Mühe, Schweiß und Blut durch den Destillierkolben, um aus dem Gefäß wenigstens einen Tropfen Gold zu gewinnen. Und sollte sich die ganze Welt Menschen umkehren! Wenn es nur ihnen gut war, wenn nur alles nach ihrem Willen geschah, wie es ihnen beliebte. Weit und breit erstreckte sich dieser Wille; und hätte er sich erheben können, er würde wahrscheinlich ans Himmelgewölbe herangereicht haben . . . Und wisst ihr, ihr guten Leute, wie man diese Leute hiefs? Polnische Magnaten! . . .

Ich will euch einiges von einem aus diesem Magnatenkreis erzählen, von Potocki, der einst in Tulczyn gelebt. Vielleicht hörtet ihr, was er in seinem Leben getrieben? Unbarmherzig war er seinem Volke gegenüber, am ärgsten aber gegen Juden. Was er mit ihnen nicht getrieben zu seinem Vergnügen! . . .

So malte er mit Kohle ein Teufelchen an die Wand, gleichsam eine schwarze Katze, und zwang einen Juden, mit im Ofen erhitzten Steinchen in diese Katze zu zielen. Der Jude hatte kaum die Steinchen berührt, da schrie er auch schon: „Waj, waj!“ — Der Arme hatte sich die Finger verbrüht — jener aber mit dem Kantschuh auf ihn: „Ziele Teufelssohn (sprach er), wenn nicht, dann peitsche ich dich zu Tode!“ — Nichts zu machen, er nimmt ein Steinchen, wirft's; trifft er nicht, so wird er geschlagen, weil er gefehlt; hat er getroffen, dann peitscht ihn auch Potocki: „Warum (sagt er) schlägst du die schwarze Katze?“

So spielte er mit ihm wie die Katze mit der Maus, bis er den Armen halbtot gemartert.

Einmal erschofs er einen Juden — nicht einen eigenen, sondern den eines anderen Herrn, gleichfalls eines solchen Magnaten wie er selbst. Und wie er ihn erschossen! Er gab dem Juden einen Dukaten und sprach: „Klettere blofs auf die Weide und rufe „kuckuck“. Der Jude kletterte hinauf und hatte kaum ein, zweimal „kuckuck“ gerufen, da legte Potocki an und drückte los; der arme stürzte zu Boden; und hier holte ihn der Teufel.

„Sieh her,“ sprach Potocki, „kuckuck ruft er auf der Weide, da dachte ich, es wäre ein Kuckuck und schofs.“

Darob wurde der Herr dieses Juden böse über Potocki.

„Wie,“ sprach er „wagtest du es, meinen Juden zu erschiefsen? Hast du denn wenig eigene?“

Schaut her, er nahm sich eines Menschen an! . . .

Da liess Potocki eine Fuhre mit Juden voll laden, befestigte diese noch obenauf mit einem Heubaum, wie Garben, und schickte sie jenem Herrn; dem schrieb er: „Sei nicht böse, mein Täubchen, da schicke ich Dir für einen ein ganzes Schock.“

Auch traf es sich, dafs er zuweilen, wenn er in einer Herbstnacht von der Jagd zurückkehrte, ein ganzes Dorf anzündete, um sich den zu seinem Palast führenden Weg zu beleuchten.

Einmal fand Potocki Gefallen an irgend einer sehr schönen jungen Frau, die aber ergab sich ihm nicht, trotzdem er ihr gar vieles anbot, trotzdem er sich so sehr um sie bemühte. Des Magnaten Herz hatte der Teufel in Besitz genommen. Er berief zu sich einen sinnreichen italienischen Maler und liefs ihn ein Portrait dieser Kosakin malen.

Wie zwei Schwestern stehen sie vor ihm. Beide, gleich schön und traurig, sehen ihn mit dem nämlichen stolzen Blick an.

Lange betrachtete Potocki das Portrait, dann blickte er finster die Kosakin an und sprach:

„Siehst Du, wie ich Deine Schönheit schätze! Noch die Enkel werden es sehen, wie schön Du gewesen; dafür aber, weil Dein Herz meiner Liebe nicht nachgegeben, sollst Du sterben; wenn nicht ich, so soll auch kein anderer Dich bekommen! . . .“

Er riß aus dem Gurt eine Pistole und schofs die Arme nieder . . .

So wacker war dieser Potocki! . . .

Und hört ihr erst die Geschichte von der Nadel, so wird sie euch gewifs nicht als Lüge erscheinen.

So hört denn.

Einige Meilen von Tulczyn, neben einem Gute Potockis, lebte mit Weib und Kind ein nicht reicher Schlachziz, ein Herr Kondratowicz. Er hatte einige Morgen Feld, ein Vorwerk, arbeitete fleißig, und Gott sei's gedankt, er bat niemanden um Brot. Da wurde der Ökonom dieses Gutes, Herr Tridurski, wegen irgend etwas böse über ihn (jeder Ökonom

spielte sich seinerseits auch auf einen Potocki heraus) und vertrieb den armen Schlachziz samt Weib und Kind aus dessen eigenem Hause. Was soll so ein armer Schlachziz machen? Er kann doch nicht einen Magnaten gerichtlich belangen! So sattelte er denn sein Pferd und machte sich auf nach Tulczyn, zu Potocki selber, sich der Gnade und Gerechtigkeit Seiner Hochwohlgeboren anzuvertrauen.

Kondratowicz war noch keine Meile gegen Tulczyn zu gefahren, als er aus der Ferne Potocki's Kutsche gewahr wurde. Dieser selbst fuhr voran, ihm folgte eine ganze Eskadron Soldaten, Kosaken, Jagdaufseher, Reitknechte und Hundewärter mit Jagdhunden und Windspielen.

Kondratowicz war sehr erfreut, als er Potocki gewahr wurde. Der Herr selber schickt ihn mir zu, dachte er sich, vielleicht hört er mich gnädig an und läßt mir das geraubte Eigentum zurückgeben.

Er hielt das Pferd an, zog die Mütze und so stand er da: er wagte es nicht, sich von selbst dem Hetman zu nähern. Bis Potocki selbst seinem Pferde die Sporen gab und auf Kondratowicz zugesprengt kam.

„Wer bist Du?“ fragte Potocki.

„Ein Schlachziz, hochwohlgeborener Herr!“ entgegnete Kondratowicz, sich tief verbeugend.

„Und hast Du eine Nadel?“ fragte wiederum Potocki.

Kondratowicz riß die Augen auf, stierte ihn an und wußte nicht was zu antworten.

„Hast Du eine Nadel, Hundsfott, Lump?“ donnerte Potocki, die Brauen düster zusammenziehend und rot werdend: er war bereits zornig. So schnell hatte der Teufel von seinem Herzen Besitz ergriffen.

„Nein, hochwohlgeborener Herr...“ erwiderte Kondratowicz.

„Nein?“ schrie Potocki, mit den Zähnen knirschend. — „Schau her,“ sprach er, auf eine im Ärmel versteckt gewesene und wie bei Schneidern mit Zwirn umwickelte Nadelweisend — „schau her: ich, Graf Potocki, Kronhetman, ein Herr über Herren, habe hundert Burgen — ich habe eine Nadel, um, wenn etwas reißt, es zuzunähen, und Du Halunke, Hosenloser, und Du hast keine? ...“

„Anute, Jungens, gärbt ihm das Fell!“

Die verteufelten Schinder ließen ihn kein Wort reden; sie zogen den Diener Gottes vom Pferd herunter und bearbeiteten ihn mit den Kantschus.

Potocki aber sah dem zu und erklärte:

„So belehrt man Dummköpfe und bringt sie zu Verstand! So belehre auch Du sie und hau sie mit meiner eigenen Hand!“

Vielleicht hätte der Arme noch mehr gekriegt, allein zu seinem Glück war ein Hase aufgetaucht. Nun liefs Potocki den Kondratowicz los und verfolgte den Hasen.

Der arme Kondratowicz konnte es sich nicht erklären, wofür über ihn dieses Unglück gekommen. Denn er, wilst ihr, dachte an Ehren, an ein gerechtes Urteil, und nun traf ihn für nichts und wieder nichts eine grausame Strafe.

„Also das ist herrschaftliche Gerechtigkeit,“ dachte er. „Nun kannst du den Magnaten vor Gottes Gericht belangen! . . .“

Er brach in Tränen aus und fuhr nach Tulczyn zu seinem Verwandten, der bei Potocki als Stallmeister diente. Dort angelangt, erzählte er diesem alles, was sich zugegetragen, wie ihn Trydurski beraubt und Potocki ihn durchgepeitscht.

„Was gedenkst du nun jetzt zu tun?“ fragte der Verwandte.

„Was denn?“ sagte Kondratowicz. „An mein Grundstück kann ich ja jetzt nicht mehr denken — hol's der Teufel; Frau und Kinder überlasse ich Gottes Willen, ich selber aber, und wenn ich zugrunde gehen müßte, werde es ihm schon vergelten, diesem Teufelsohn!“

Nichts zu sagen, Kondratowicz war ebenso verbissen — nicht etwa einer von der Sorte, die ihren Rücken mit fremden Dukaten heilen.

War er doch noch unberufen, gesund und konnte mit einer Hand drei solche wie Potocki niederwerfen.

„Kränke Dich nicht,“ sprach der Verwandte. „Du wirst es ihm vergelten, wenn Dich schon gar so sehr danach gelüstet, ich will Dir einen Rat geben. Kennst Du die Kapelle dort am Ende des Parks?“

„Wie sollte ich sie nicht kennen?“ erwiderte Kondratowicz, vor Freude zitternd.

„Also in diese Kapelle,“ erzählte der Verwandte, „geht Potocki, als Bettler verkleidet, jeden Samstag, die Sünden von der ganzen Woche der Potchairer Muttergottes zu beichten.“

Morgen ist's Samstag; und wenn Du frühmorgens aufstehst, kannst Du ihn dorten ausklopfen, wie einen Sotnyk*) im Erbsenfeld, und mit ihm machen, was Deiner Seele beliebt wird.“

Als Kondratowicz dies vernommen, war er wie neugeboren. Und hatte auch schon ausgedacht, was zu tun sei.

Dem Menschen ist es eine große Freude, einem Feinde beizustehen, den eine böse Stunde betroffen — eine noch größere aber, sich an einem starken Feinde zu rächen. Man glaubt, ihn nicht für sich allein, sondern für alle und für all das Leid, das er den Menschen zugefügt, zu strafen.

Die Teufel hatten einander noch nicht mit den Fäusten bearbeitet, als Kondratowicz eine gute Peitsche aussuchte und sich in den Park begab, zur Kapelle. Ungefähr einen halben Acker weit von ihr, schlug er sich ins Gebüsch, um Potocki aufzulauern, wie der Maus die Katze. Es begann kaum ein wenig lichter zu werden, als Kondratowicz ein Rascheln vernahm. Siehe — da kommt ja Potocki, so abgerissen und abgeschliffen: in einem groben Bauernkittel und einen Bettelsack umgehängt. Kondratowicz hielt den Atem an, bewegte kein Auge. Er sah, wie Potocki in die Kapelle trat und zu beten anfing. Bald streckte er sich zu Kreuze, bald schlug er sich mit den Fäusten in die Brust, bald hob er die Hände in die Höhe — als wollte er bei Lebzeiten in den Himmel hinauf.

*) Sotnyk = Anführer von hundert Kosaken.

Kondratowicz erhob sich — bebend — so sehr gelüstete es ihn, diese Rache zu trinken. Er liefs Potocki ein wenig beten, dann trat er in die Kapelle machte einige Bücklinge und begann laut zu beten.

„Heilige Mutter,“ sagte er und dachte dabei was anderes, „laß allerlei Glückseligkeit, Gesundheit, Wohlergehen und ein langes Leben über unsern Gutsbesitzer, Seine Hochwohlgeboren Herrn Potocki kommen dafür, daß er uns Dummköpfe belehrt und zu Verstand bringt! Mögen er und seine Kinder über uns herrschen bis zum Untergang der Welt!“

Potocki drückte sich in einen Winkel, lauschte und schmatzte: wie mit Butter über die Seele strich ihm dies Gebet. Er hatte es sofort gemerkt, daß das der nämliche Schlachziz war, den er gestern so übel zugerichtet. Nach beendetem Gebet wandte sich Kondratowicz zu Potocki und fragte:

„Und was machst Du hier, Alter?“

„Gebetet habe ich, wohlgeborener Herr,“ erwiderte Potocki, sich tief verneigend und mit dem Bettelsack sich verstellend, damit ihn der Schlachziz zufälligerweise nicht erkannte.

„Und hast Du eine Nadel?“

Schau her, wie verständig! dachte Potocki. Wahrscheinlich hat er schon eine Nadel.

„Hast Du eine Nadel, Hundsfott, Lump?“ donnerte Kondratowicz, über Potocki wie ein wildes Tier ergrimmt.

„Nein, wohlgeborener Herr,“ entgegnete Potocki.

Er will schnell zur Thür und denkt: Da habe ich zu meinem Unheil einen Menschen

belehrt! Dafs er mich nur nicht so züchtigt, wie ich gestern ihn.

„Nein?“ schrie Kondratowicz, die Hand ausstreckend. „Sieh her,“ sprach er, „ich als ehrenwerter Schlachziz, habe einige Morgen Grund, zwei Pferde, eine Kuh, vier Schweine — und ich, ich habe eine Nadel, um nicht abgerissen umherzugehen, und Du, Schlingel, Lump, Hosenloser, Du hast keine!?“

Sprachs und packte ihn am Schopf. Er rautte ihn tüchtig an den Haaren, dann nahm er dessen Kopf zwischen die Knie und — gepeitscht!

Er peitschte, peitschte, während er sprach:

„So hiefs uns unser Väterchen Potocki die Dummköpfe belehren und sie zu Verstand bringen! Nicht ich schlage Dich, sondern seine eigene Hand schlägt Dich!“

Er schlug mit dem Riemen auf ihn ein, bis jener ohnmächtig wurde.

Als Kondratowicz Herz und Seele befriedigt, spuckte er noch Potocki an und kehrte zum Verwandten zurück.

„Also was?“ fragte der Verwandte, als er Kondratowicz erblickte.

„Tüchtige Prügel habe ich ihm gegeben,“ sagte Kondratowicz lächelnd, „er wird noch nach Wochen an diese Nadel denken!“

„So mach Dich schnell auf und davon, dafs er Dich nicht auf dem Galgen durchlüftet!“

„Wofür? . . . Hat er mir nicht selbst befohlen, die Dummköpfe zu belehren! Und ich habe ja nicht ihn geprügelt, sondern einen Bettler, und dies mit seiner eigenen Hand.“

Übrigens, wohin sich flüchten vor einem Potocki? Es sei denn ins Jenseits, denn in dieser Welt kann sich einer nicht verstecken!“

„So ist es ja, aber schau her: Du selber weißt, daß bei diesen Magnaten die Gerechtigkeit so aussieht, wie beim Zigeuner das Hemd: es ist kurz, es ist geflickt. Und die Gerechtigkeit bei ihnen ist wie ein Stock in der Hand: mit welchem Ende man will, mit dem haut man.“

So sprachen sie sich aus und warteten, was für ein Gerücht wohl in Umlauf kommen würde über Potocki.

Da kam just vom Herrenhof eine Magd zum Verwandten, die erzählte, der Hetman habe sich gestern auf der Jagd verkühlt und liege nun schwerkrank darnieder.

Tags darauf, sie waren kaum aus der Kirche zurückgekehrt, kam ein Kosak gelaufen.

„Hält sich hier Herr Kondratowicz auf?“ fragte er.

„Hier,“ erwiderte der Verwandte, „und wozu braucht Ihr ihn?“

„Der Hetman ruft ihn zu sich; er soll schnell kommen!“

Mutig ging Kondratowicz zu Potocki.

Was kommen wird, wird kommen; und kommen wird das, was Gott beschert — dachte er.

Potocki hatte ihn kaum erblickt, da schrie er auch schon:

„Also was, hast Du jetzt eine Nadel?“

Nur daß er jetzt nicht wie damals fragte, sondern gnädig, lächelnd.

„Ja, hochwohlgeborener Herr,“ erwiderte Kondratowicz und zeigte eine Nadel.

Potocki sah sie an, als hätte er noch nie eine gesehen, und doch hatten nicht nur seine Augen, sondern auch sein Rücken diese Nadel bereits gesehen.

„Und hast Du keine Gelegenheit gehabt, irgendeinen Dummkopf zu belehren?“ fragte der Hetman, indem er Kondratowicz fest ins Auge fasste.

„Wie das keine Gelegenheit, hochwohlgeborener Herr!“ erwiderte mutig Kondratowicz, „gestern traf ich in der Kapelle einen Bettler, den prügelte ich tüchtig durch, — er wird lange an diese Nadel denken.“

Und nun fragte ihn Potocki aus, woher und wozu er hieher gekommen sei.

Kondratowicz erzählte ihm alles.

Der Hetman hörte ihn gnädig an, nahm einen Bogen Papier, den beschrieb er und sprach:

„Nimm diesen Befehl hier und übergib ihn dem ersten Ökonom, und alles wird so kommen, wie Du es nicht einmal geträumt!“

Kondratowicz dankte dem Hetman, küsste den Schoß seines Kontusch, und begab sich ins Komptoir. Der Ökonom hatte kaum den Brief zu Ende gelesen, als er die Augen aufriß und schrie:

„Einige Jahre diene ich Seiner Hochwohlgeboren, und er hat mir nicht einmal den zehnten Teil dieser Summe geschenkt, und nun weiß des Teufels Vater, wem und warum er Geld und Boden schenkt!“

„Das ist ja mein Boden,“ sagte Kondratowicz, „noch vom Vater her. Er gibt ja nicht eigenen, sondern den, welchen mir Herr Trydurski geraubt.“

„Lass hören . . . nicht eigenen! . . . Potocki hat befohlen, Dir zu Deinem Boden noch dreimal soviel zu geben und außerdem noch zweihundert Dukaten, also was!“

„So sehr dauert Dich fremder Boden, ein fremder Rücken aber nicht? Vorgestern hat mir Potocki zweihundert Kantschus aufgezahlt, heute zweihundert Dukaten: koste einmal vorerst die Kantschus, dann mißgönne mir meinerwegen die Gnade Seiner Hochwohlgeboren.“

Als Kondratowicz das Geld hatte und den Befehl an Herrn Trydurski, dankte er dem Verwandten für den Rat und fuhr nach Hause, fröhlich und glücklich.

War auch der Rücken noch nicht verheilt, so waren doch Herz und Sinn nicht mehr ängstlich.

Keine Woche war noch um, seit Kondratowicz weggefahren, als Herr Trydurski zu Potocki gelaufen kam und sich ihm zu Füßen warf.

„Erbarme Dich, hochwohlgeborener Herr,“ liefs er sich vernehmen, „psia krew, der Hundsfott Kondratowicz hat mich ums Leben gebracht, halbtot gepeitscht hat er mich, hat mir beinahe den Kopf samt Schopf abgedreht.“

„Wofür denn?“ fragte Potocki.

„Weifs der Teufel seinen Vater, wofür! Er beegnete mir allein im Wald und fragte:

Hast Du eine Nadel? Nein, entgegnete ich. Er aber schrie: Ach Du Lump, sieh her, sagte er, indem er auf eine im Ärmel versteckt gewesene Nadel wies, ich, ein Bürger von Herrn Potockis Gnaden, und Du, ein Knecht, ein Hergelaufener, Du hast keine? Er packte mich am Schopf, zog mich vom Pferd herunter und prügelte mich. Und dabei sagte er noch: So befahl unser Väterchen Potocki die Dummköpfe zu belehren und zu Verstand zu bringen! Nicht ich schlage Dich, sondern seine eigene Hand schlägt Dich!“

Herr Trydurski glaubte, Potocki würde, sobald er das erfahren, zornig werden und Kondratowicz hängen lassen, Potocki aber war das gleichgiltig. Er kicherte, daß er sich den Bauch hielt.

Um sein Mitleid zu erregen, erzählte Trydurski, was für eine schwere Hand Kondratowicz habe. Da lachte Potocki noch mehr, schlenkerte mit den Beinchen und kicherte...

Wie auch sollte er nicht wissen, was für eine Hand Kondratowicz hatte!

Als er sich satt gelacht, fragte er Herrn Trydurski:

„Und in was für einer Schule hast Du gelernt?“

„In Mynschriz, bei den Piaristen, hochwohlgeborener Herr,“ sagte Herr Trydurski.

„Und wenn Du gut gelernt hast und Deinen Lehrern gegenüber gehorsam gewesen bist, bist Du dann dafür belohnt worden?“

„Wie sonst! Die Patres hängten mir kupferne Amulette an ein Kettchen, und die Mutter fütterte mich mit Marzipan und Mandeln.“

„Nu, wenn Du aufs Gut zurückkehrst, dann überreiche sofort dem Kondratowicz hundert Dukaten dafür, weil er ein guter Schüler ist.“

Herr Trydurski wollte etwas einwenden, aber wozu denn!

Einen Potocki überzeugt man nicht: wie er einmal gesagt, so bleibt es auch. Sein Wille ist allen Gesetz, auch er selber verneigt sich vor ihm, wie der Bauer vor dem Herrn.

Lange erfreuten sich die Leute dieser Nadel. Gann mancher bekam sie zu spüren, gar manchen stichelte sie. Wollte sich einer an seinem Feinde rächen, so fiel er diesen an: „Hast du eine Nadel?“ Hatte er keine, wurde er geschlagen, mit Füßen getreten. Ja, bei Potocki Klage führen: Er lacht und gibt noch Geld demjenigen, der geschlagen hatte. Wie vor dem Teufel mit dem Kreuz, so schütze man sich vor einem Hergelaufenen oder irgend einem Landstreicher mit dieser Nadel. Wenn Einer wo hinfuhr, so nahm er vielleicht kein Brot auf den Weg mit, aber eine Nadel versteckte er bestimmt im Ärmel.



INHALT.

	Seite
T. Borduljak: Erhalte, Herr, die Kuh gesund	1
Ossyp Fedjkovyč: Die Italienerin	15
Der Busenfreund	25
Borys Hrinčenko: Hunger	31
Mich. Kocjubynskij: Zwischen Fels und Meer	57
Iwan Lewickyj: Vom Fischer Panas Krut	85
Danylo Mordovcev: Der Glöckner	133
Stefan Pjatka: Der Rot'sche Schacht	149
Oleksa Storozhenko: Die Nadel	165
